

Berliner Illustrirte Zeitsung



„Himmi-Kruzitürken . . . !“

Die Unentwegte:

Otfried Schmidt

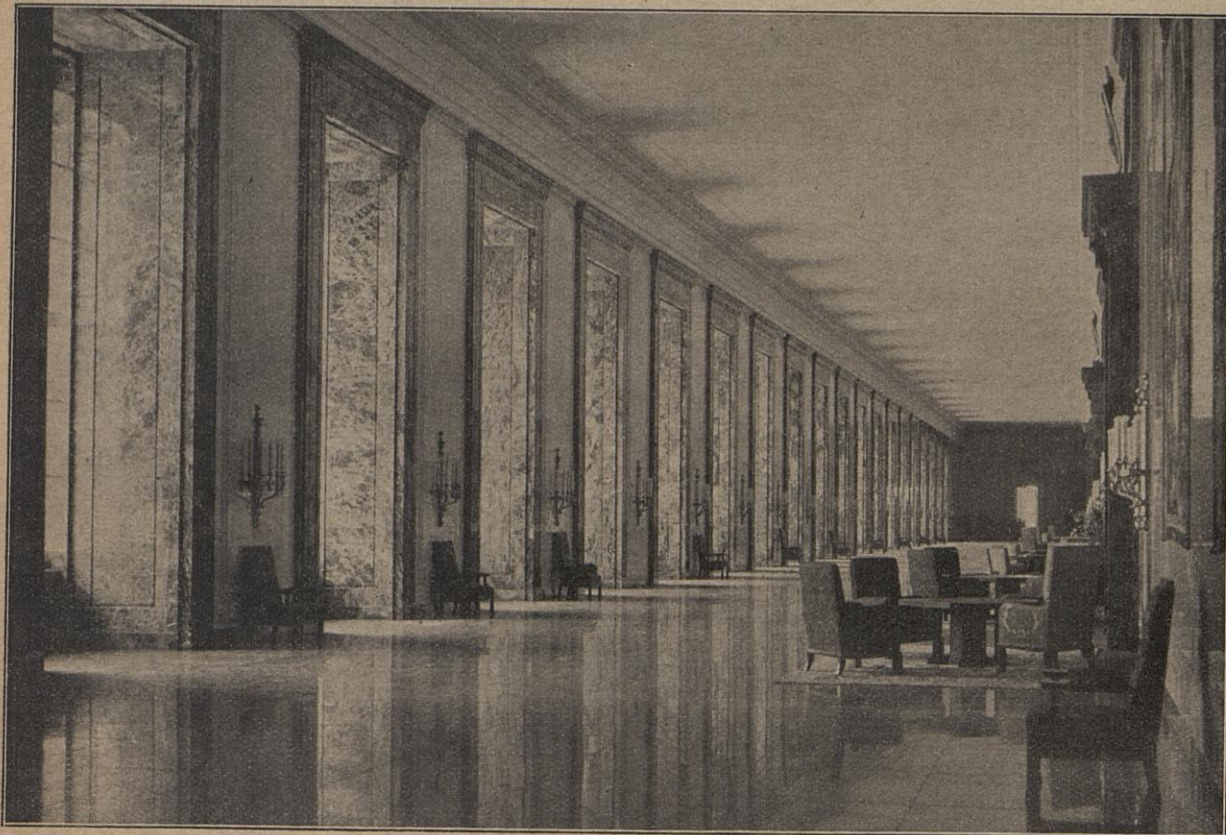
„Erst verfnacks ich mir das Anie, jetzt rutscht dauernd die Bindung . . . aber bei der herrlichen Sonne hör' ich noch lange nicht auf!“ Ein Bild aus dem schönen Skiwinter 1939.

In der neuen Reichskanzlei



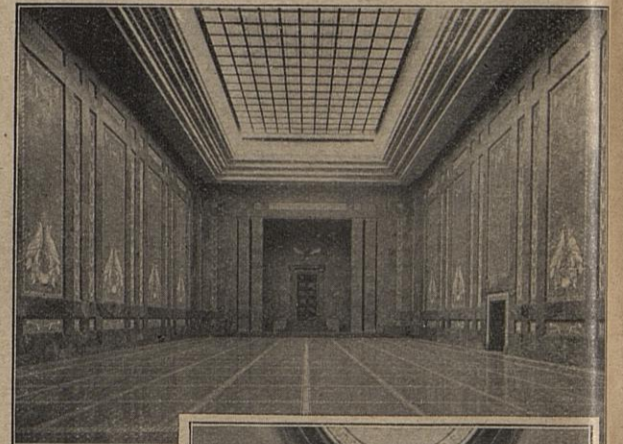
Der Arbeitsraum des Führers von 80 Millionen Deutschen.

Zugleich mit der Schöpfung des Großdeutschen Reiches entstand in der Reichshauptstadt die neue Reichskanzlei. Das Bild Bismarcks, des Gründers des Zweiten Reiches, und die Büste des verewigten Generalfeldmarschalls von Hindenburg schmücken das Arbeitszimmer. Im Vordergrund: Der Schreibtisch des Führers. Presse-Illustrationen Hoffmann (4)



Würdig der Macht unseres Reiches.

Einer der imposantesten Repräsentationsräume: die „Lange Halle“. 146 Meter lang, 12 Meter breit verläuft sie an einer unabsehbaren Front von Fenstern entlang. Die Gegenseite ist mit großen Wandteppichen geschmückt. Die Halle übertrifft die berühmte Spiegelgalerie des Versailler Schlosses bei weitem und ist der Zugang zum Arbeitsraum des Führers und zur großen Empfangshalle, in der die diplomatischen Empfänge stattfinden.



Ein Vorbild architektonischer Schönheit:

Die Mosaikhalle. Aus rotem, poliertem Marmor sind die Böden und aus rotgrauem Marmor streben die Wände, mit Mosaikfeldern reich geschmückt, empor. Für den gesamten Neubau wurden fast ausschließlich deutsche Werkstoffe verwendet.



Der „Runde Raum“, ein Kuppelbau zwischen der Mosaikhalle und der „Lange Halle“.

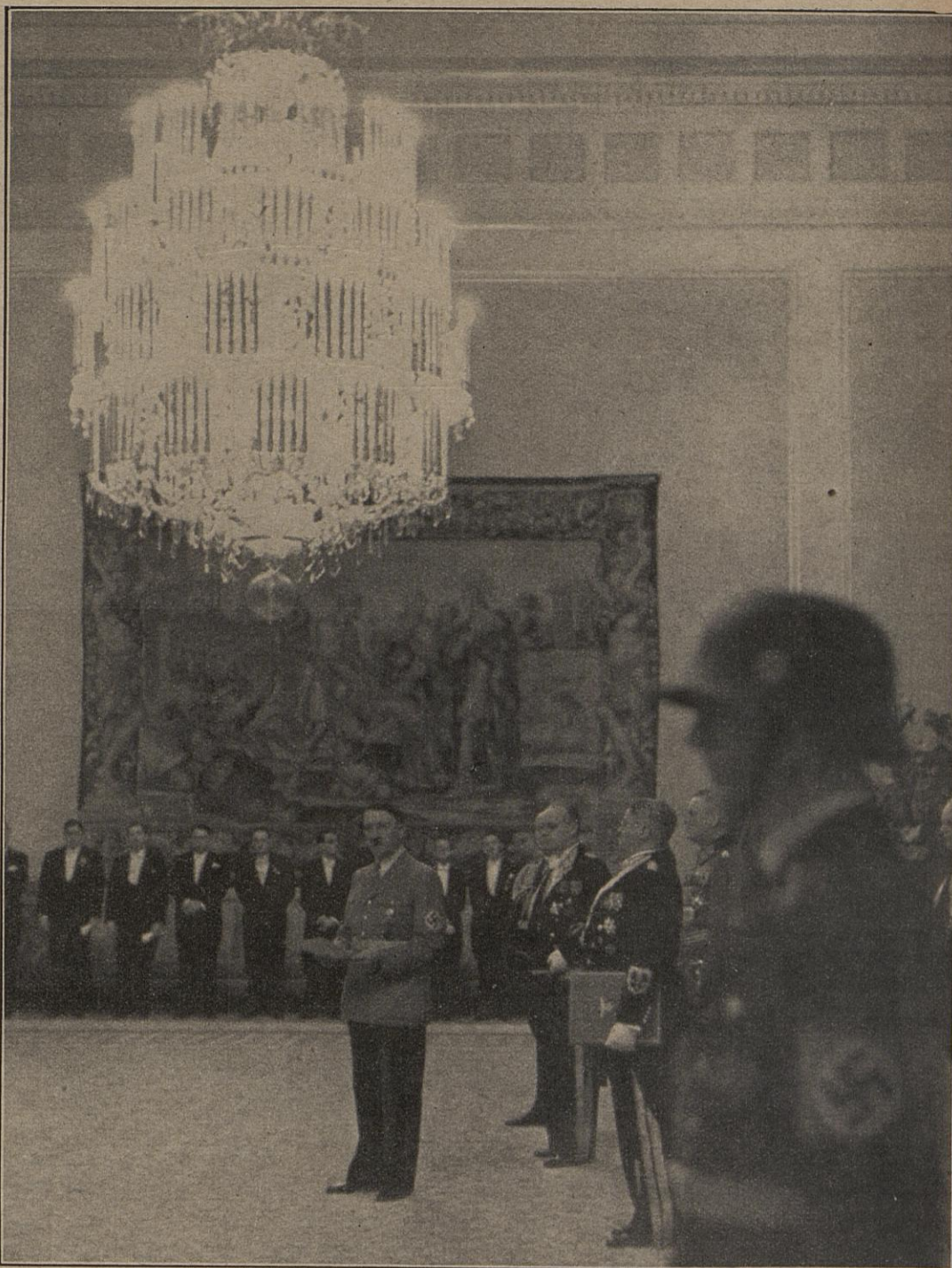
Der Führer empfängt



Japans Botschafter, Generalleutnant Oshima, im Gespräch mit Generaloberst Keitel. Daneben: Reichsminister Dr. Lammers.



Der Führer begrüßt den Doyen des Diplomatischen Korps, Monsignore Orsino.



Der Führer Großdeutschlands spricht zu den Vertretern aller Mächte der Welt. Hinter ihm: Reichsaußenminister von Ribbentrop und Staatsminister Dr. Meißner. Presse-Illustrationen Hoffmann (6)



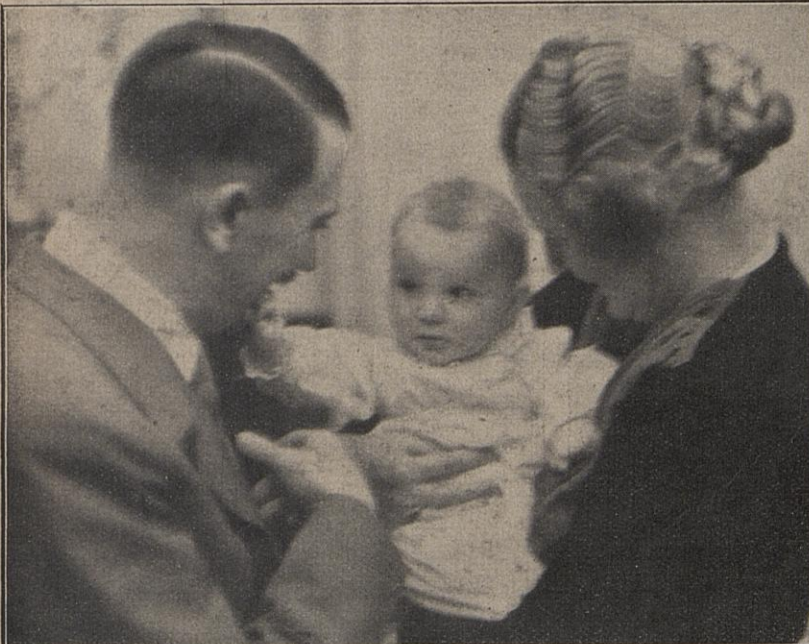
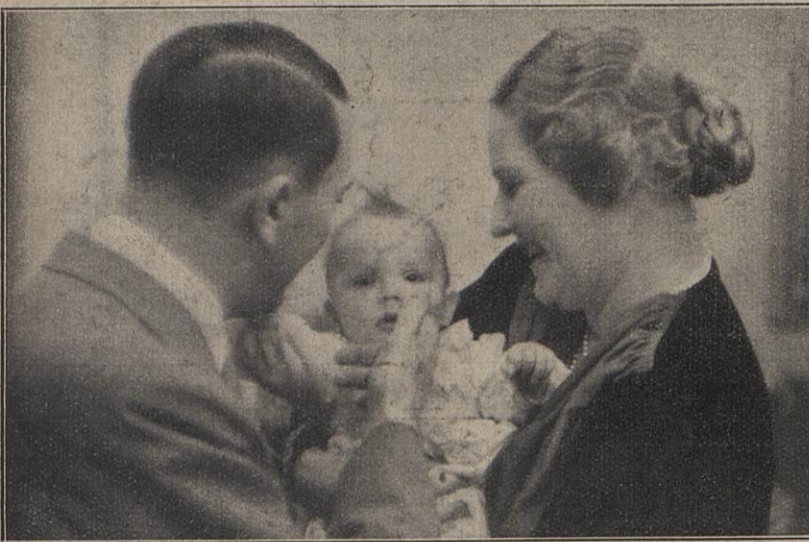
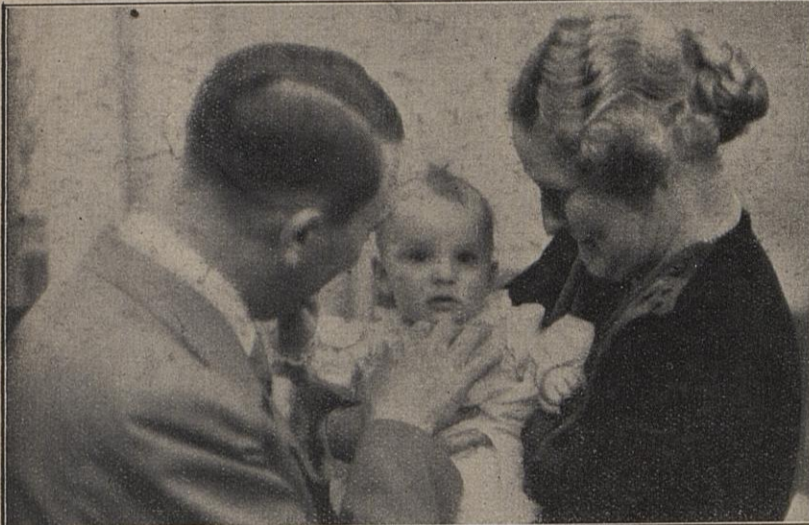
Der türkische Botschafter, Hamdi Arpag, und Reichsaußenminister von Ribbentrop.

Das Diplomatische Korps begibt sich durch die Mosaikhalle zum Empfang beim Führer. An der Spitze (links) der Apostolische Nuntius.

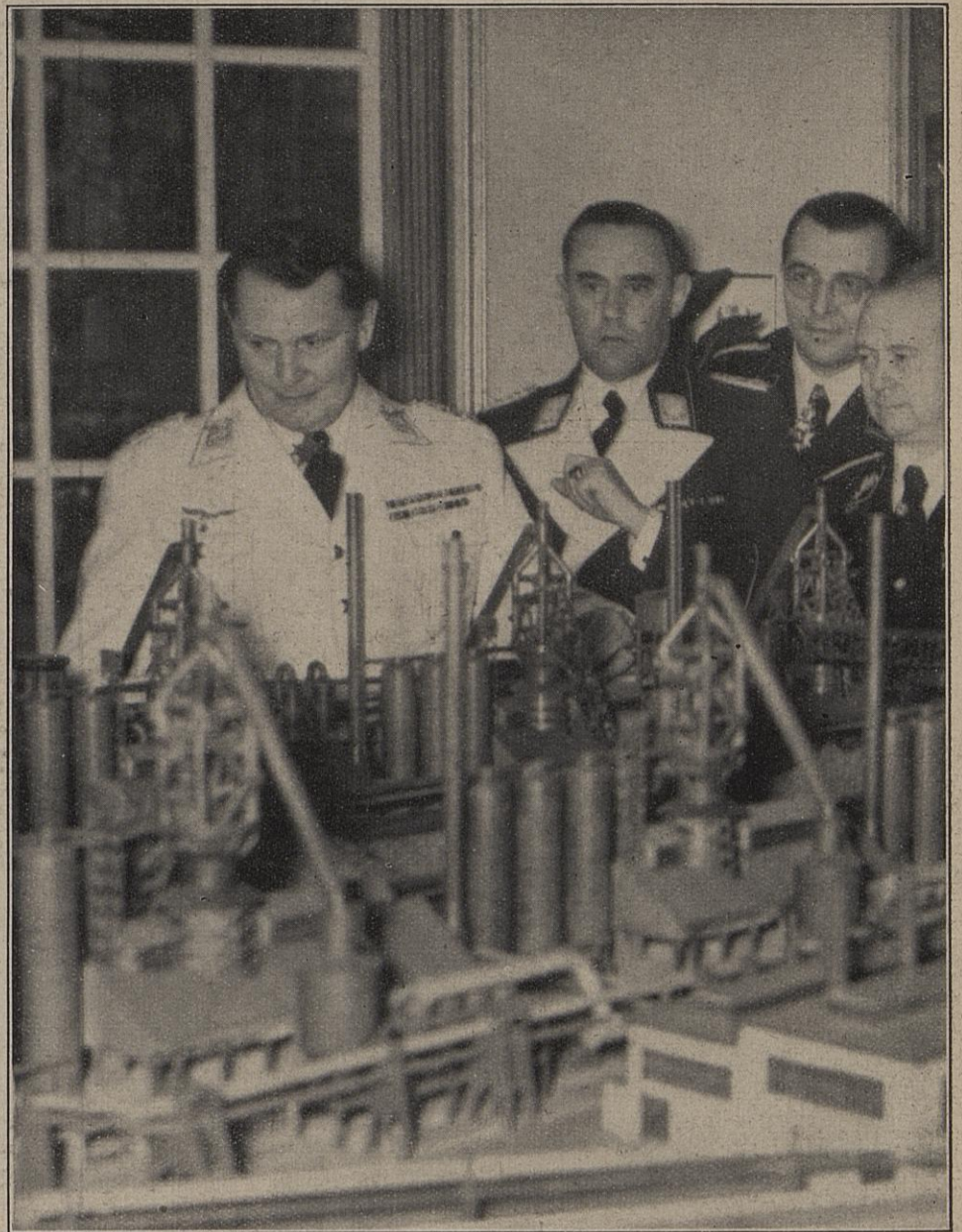
Der Führer, der Botschafter Frankreichs, Coulonde, und der Chef des Protokolls, Freiherr v. Dörnberg.



Hermann Görings Geburtstag



An Vaters Geburtstag: Eddas Taufpate ist gekommen.



Ein Geschenk für den Schöpfer des Vierjahresplans:
Modell einer Hochofenanlage der Hermann-Göring-Werke. Neben Hermann Göring Generalmajor Bodenschatz, Ministerialdirektor Staatsrat Dr. Grigbach und Staatssekretär Körner, der ständige Vertreter des Beauftragten für den Vierjahresplan.



Der festlichste Augenblick
Adolf Hitler gratuliert seinem Mitkämpfer und überbringt ihm sein Geschenk.

Presse-Illustrationen Hoffmann (4)
Weltbild (2), Atlantic (1).



Erinnerung an die Kadettenzeit.
Der alte Feldwebel, der einst den Kadetten Hermann Göring exerzieren ließ, gratuliert dem Generalfeldmarschall.

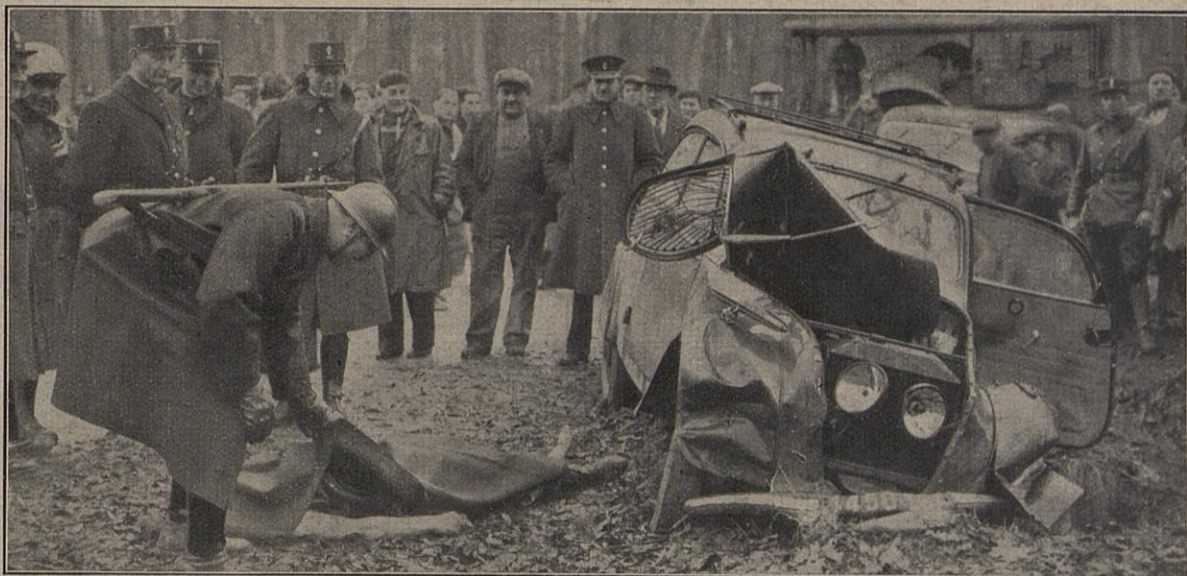
IN ROM



Der Duce empfing Englands Ministerpräsidenten Chamberlain auf dem Bahnhof Termini und geleitete ihn an der Front der Ehrenkompanien und der Leibgarde vorbei, die mit erhobenem Dolch salutierte.



Nach dem Bankett im Palazzo Venezia, bei dem Mussolini und Chamberlain Trinksprüche wechselten, zeigte der Duce dem englischen Ministerpräsidenten und dem Außenminister Lord Halifax (rechts hinter Chamberlain) die reichhaltige Sammlung antiker Waffen. Presse-Bild-Zentrale (3)



Am Drahtseilhindernis der Polizei gescheitert und zertrümmert, liegt der Wagen im Graben. Daneben ein Toter, einer von den drei Autobanditen, die der Pariser Polizei in einem gestohlenen Wagen zu entkommen suchten. Die Polizei ließ in raschem Entschluß die Ausfallstraße, auf der die Banditen erwartet wurden, sperren. Zwei der Hindernisse durchbrachen sie, am dritten scheiterte der Wagen. Die zwei unverletzt gebliebenen Räuber verschwanden in die Wälder. Nun sperren 700 Mann das Gebiet ab und...



... jeder Passant wurde aufs genaueste durchsucht, bis sich die zwei Verbrecher in den Maschen des dichten Abspernungsnetzes gefangen hatten.

Atlantic



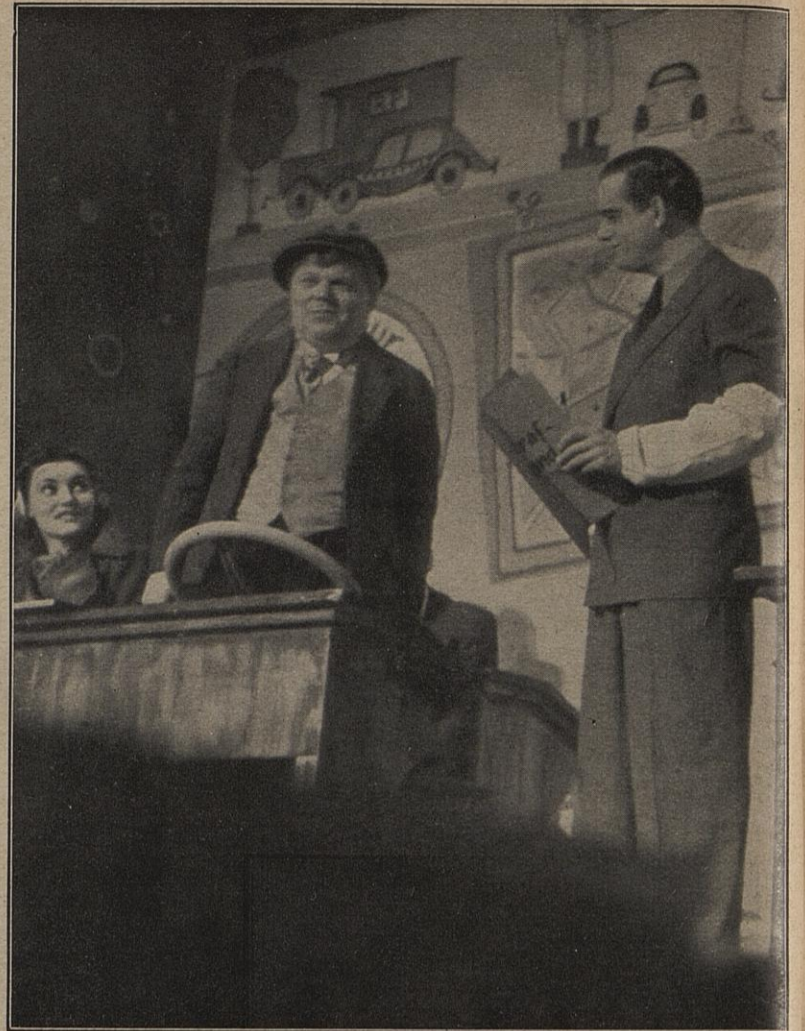
Die ernste „Jungfrau“... ein klein wenig neugierig.

Ein reizvolles Bild aus der Garderobe der „Jungfrau von Orleans“, Marianne Hoppe, im Berliner Staatstheater, die während einer kurzen Pause porträtiert wird. Helmuth v. Kujawa



Spitzenstand auf der Hand. 120 Pfund wiegt „Sylvia“, die von ihrem Partner „Christian“ auf der Hand getragen wird. Das akrobatische Tanzpaar tritt im Berliner Wintergarten auf.

Entdeckt für die Kleinkunstbühne: Der Melancholiker vor dem Mikrophon. Mit trauriger Stimme sagt Werner Kroll Wetter-, Tages- und Sportnachrichten an, worüber das Publikum im „Kabarett der Komiker“ „Tränen lacht“.



Willi Schaeffers auf der Schulbank für Verkehrsfünder: „Warum sind Sie ausgerückt? Sie hatten wohl Angst vor der Blutprobe, was...?“ — „Aee, wieso? Ich bin doch auf keinen Fall der Vater!“ Hanns Hubmann (3)

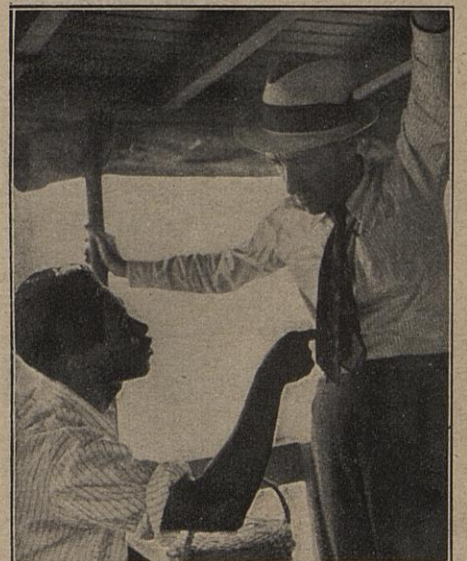
Wächter, die nichts kosten

bewachen
das Zuchthaus von
Costa Rica auf der
Insel St. Lukas



Ein paradiesisches Eiland mit gepflegten Gärten und Palmengruppen ist die Insel St. Lukas. Nur der Gefängnis-„Stern“ erinnert daran, daß hier Mörder und andere Schwerverbrecher die Jahre ihrer Strafe verbringen müssen. Keine Zuchthausmauer umschließt die Gefängnisgebäude. Nur wenige Sicherungsanlagen verhindern eine Flucht der Sträflinge. Schon manche Stimme wurde laut, die diese paradiesische Insel lieber zum Badeplatz umgestaltet sehen wollte.

Ein Bildbericht aus Mittelamerika
von Kurt Severin

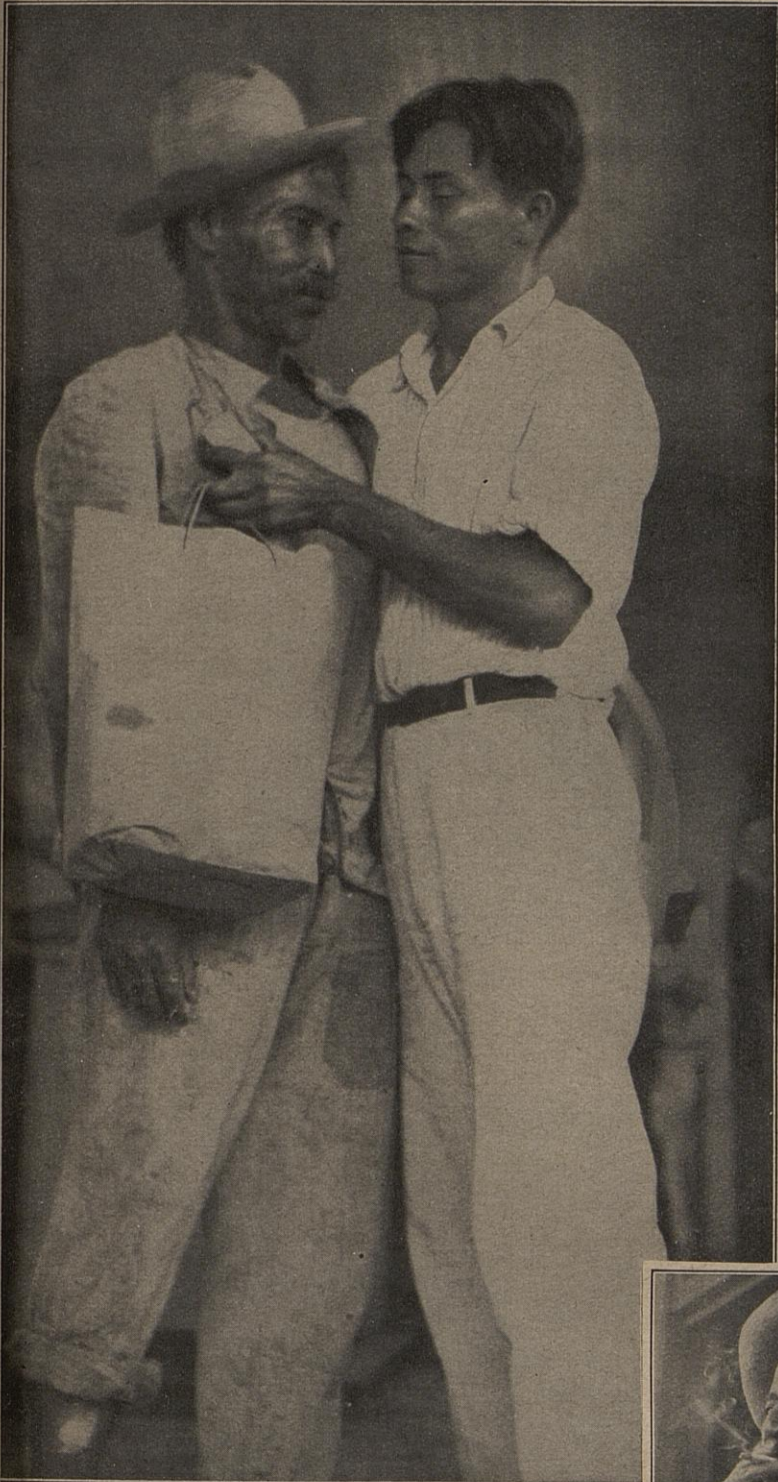


„Mir fiel ein heftig gestikulierender junger Mann auf“, berichtet Kurt Severin, „der auf dem Postdampfer nach der Gefängnis-Insel St. Lukas jeden Passagier mit einem großen Wortschwall davon zu überzeugen versuchte, daß sein Vater dort unschuldig verurteilt fäße. Er wolle ihn besuchen. Ich beschloß, diesen Antonio Mena zu begleiten.“



Die Republik Costa Rica deportiert ihre Schwerverbrecher nach der „Teufelsinsel“ St. Lukas. Die Insel liegt an der pazifischen Küste von Mittelamerika, ganz nahe dem Festlandufer. Die Gefangenen haben auf ihr ungewöhnlich große Bewegungsfreiheit. Nur wenn das Postboot an der Landestelle anlegt oder abfährt, merkt man an der schärferen Bewachung, daß es vor einem Zuchthaus ankert.

„Eine große Kiste ‚Irazu‘-Zigaretten nahm ich für die Gefangenen mit, als ich mit Antonio zusammen das Zuchthaus besuchen ging.“



„Ich habe dir Zigaretten mitgebracht, Vater“, waren die ersten Worte Antonios nach der südländisch-herzlichen Umarmung. Schon seit mehreren Monaten hatte der Sohn den Vater nicht mehr besuchen können, und so waren die belegten Brote und andere Kleinigkeiten, vor allem aber die Zigaretten, ein lange entbehrter Genuß. Sofort kramt Vater Candido eine Zigarette aus der Geschenktüte, zündet sie an, und ehe noch die ersten Fragen und Antworten zwischen Vater und Sohn fallen, raucht er sie gierig zu Ende.



Das Wachtor, das nichts bewachen kann.

„Einen Zuchthauseingang hätte ich mir doch etwas anders vorgestellt“, schreibt Kurt Severin zu diesem Bild. „Zwei altertümliche Wachtürme, zwischen ihnen eine baufällige Holzbrücke, die nur selten jemand zu betreten wagte — das waren die einzigen Anlagen, die daran erinnerten, daß ich vor einem Zuchthaus stand. Links sah ich zwar einen Soldaten mit geschultertem Gewehr, aber auf der anderen Seite des Eingangs lehnte bequem ein Gefangener in seinen Sträflingshofen. Gerade hier unten am Anlegeplatz der Schiffe hätte ich eine strengere Bewachung erwartet.“

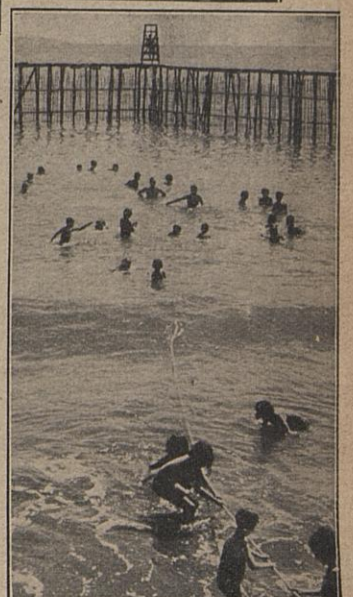


Das bunte Durcheinander im Sträflings-Schlafraum

überraschte unseren Berichterstatter. Hier tat jeder der Gefangenen in seinen Freistunden das, was ihm Spaß machte. Die Zuchthäusler führen in St. Lukas ein geruhftames Dasein, und von der Bewachung der alten ausgedienten Soldaten merkt man beinahe nichts. Sie verlassen sich auf...

... die wirklichen Wächter,

auf die unerbittlichen Haijische, von denen das Wasser rings um die Insel St. Lukas wimmelt. Nur fünfzehn Minuten würde ein geübter Schwimmer bis zum nächsten Festlandufer brauchen. Aber kein Gefangener, der diesen Fluchtweg benutzte, wurde jemals wiedergesehen. Auch die Badegäste am Festland müssen sich vor diesen Wächtern, die nichts kosten, durch hohe Gitter schüßen, hinter denen man durch den Dunst am Horizont St. Lukas, die Zuchthausinsel ohne Zuchthausmauern, liegen sieht...





Von einer Lawine erfaßt: Opfer des weißen Todes.

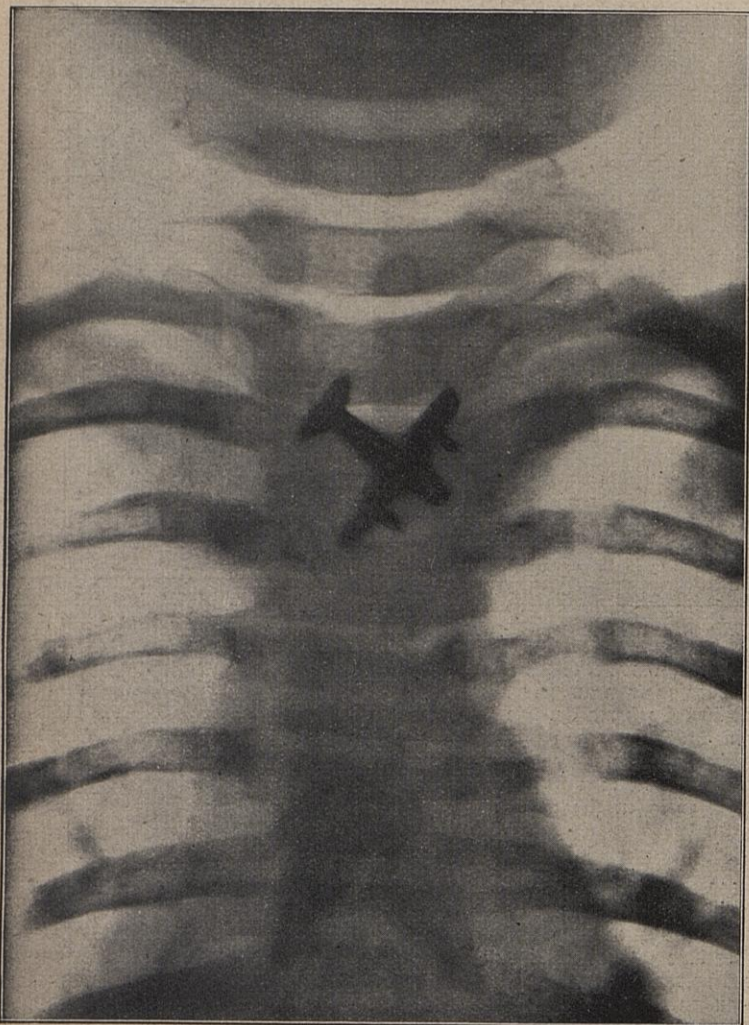
Fünf Leichen konnten geborgen werden, drei behielt die Lawine des Grand Galibier zurück. Sie überraschte in den französischen Alpen eine Gruppe von neun Skiläufern. Nur einer konnte sich retten. Er alarmierte im nächsten Dorf Hilfsmannschaften, darunter eine Abteilung Alpenjäger.

Vom weißen Tod überrascht!



Fünf Stunden später — tot!

Eine junge Studentin aus Grenoble, die mit ihrer Freundin an der tragischen Skiwanderung teilnahm. Sie zu bergan, war schwierig; die Schlitten und Tragbahnen der Hilfskolonnen mußten tiefer unten warten.



Fünffähriges Kind verschluckt ein Flugzeug!

In England spielte die kleine Joan mit einem Kinderflugzeug und — verschluckte es. Die besorgten Eltern fuhren 15 Meilen weit mit ihr zum nächsten Hospital. Röntgenstrahlen zeigten den Landeplatz. Schon nach einer Stunde konnte das Kind das Hospital verlassen, aber ohne Flugzeug. Das hatte sich der Arzt als Andenken auserbeten. Associated Press (3)



Die Toten kehren heim.

Die Männer der Rettungsmannschaften bringen auf Tragbahnen die Leichen der Verunglückten ins Tal, von Skiläufern und Soldaten stumm begrüßt. Alle haben ihre Mützen abgelegt . . .

Presse-Illustrationen Hoffmann (3)



Die Kage . . .

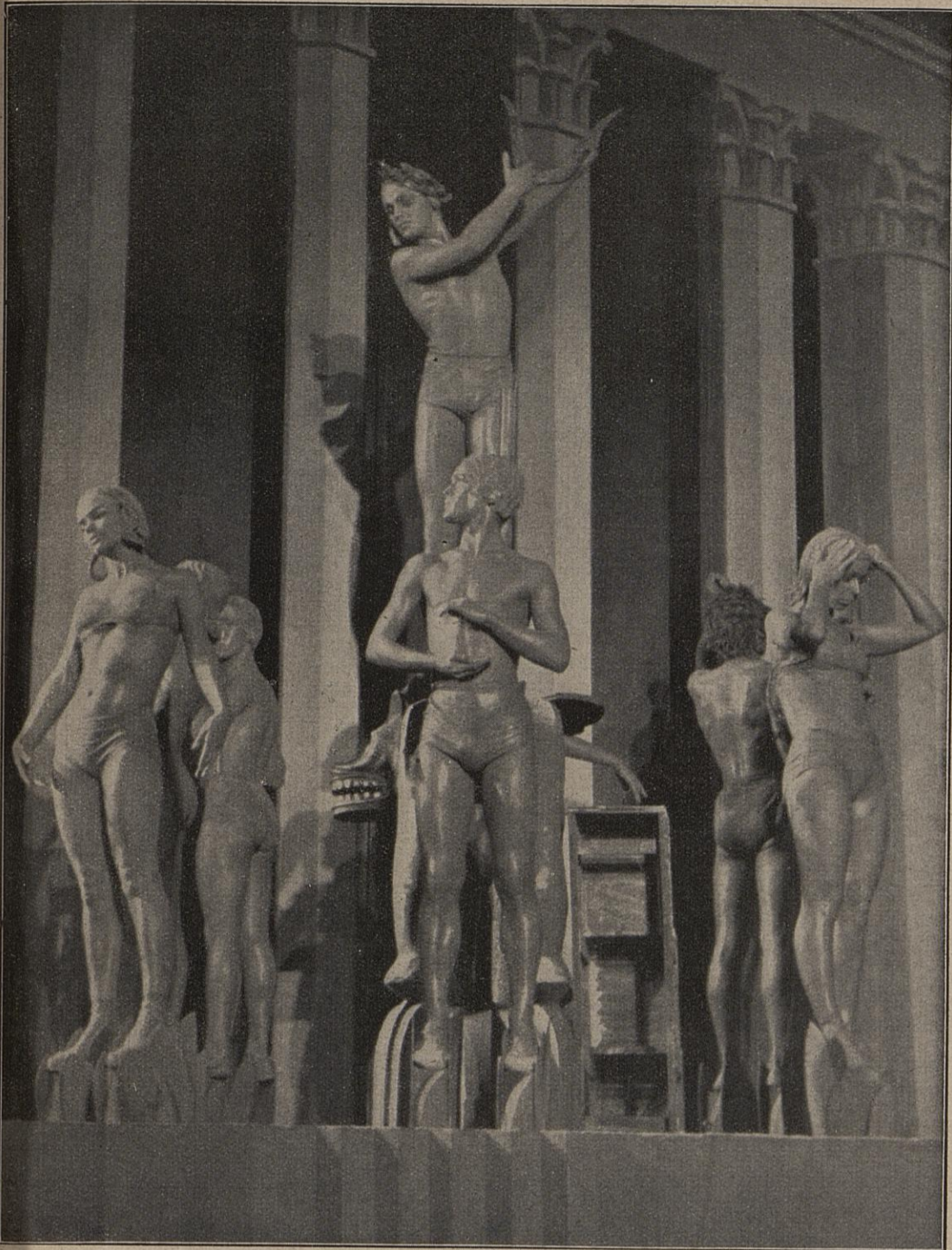
die durch einen Unglücksfall ein Bein verloren hatte. Sie gehörte zum Haushalt eines amerikanischen Tierarztes, der ihr aus Leder und Holz ein künstliches Bein herstellte.



. . . Das kleine Schaf.

Es hatte ein verkrüppeltes Bein. Sein Herr wußte ihm zu helfen: er baute ein Holzbein mit einem Rädchen: jetzt kann das kleine Tier genau so wie die Großen weiden.

Sie können wieder laufen:



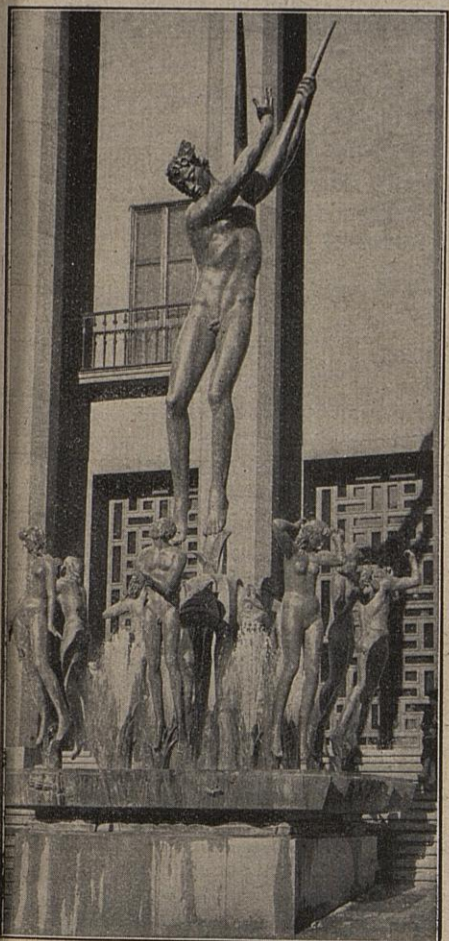
Frauen, die die Linse scheuen

Magine verjagt den Fotografen. Sie ist die Tochter des einstmals „reichsten Indianers der Welt“, Mister Sturgis. Als der Räumungsbefehl vor ihrem Hollywooder Palast überreicht wurde, hatte sich eine Schar von Reportern eingefunden. In einem Wutanfall griff Magine die zudringlichen Kameramänner an. Acme



Madame Mabelle verhüllt ihr Haupt, als sie in das Gefängnis von Versailles eingeliefert wurde. Man beschuldigt sie, ihren Mann ermordet zu haben; kein Fotograf soll ihr Gesicht auf der Platte festhalten...

Presse-Illustrationen Hoffmann



Orpheus auf dem Brunnen erwacht zum Leben, in Bewegung gefetzt von den Klängen aus dem Konzerthaus, vor dem er steht. Er springt von seinem Sockel herab und stellt mit seinen Gefährten und Gefährtinnen das nächtliche Stockholm auf den Kopf: Eine großartige Pantomime, getanzt von der Ballettgruppe in der königlichen Oper von Stockholm.

Ein Denkmal tanzt

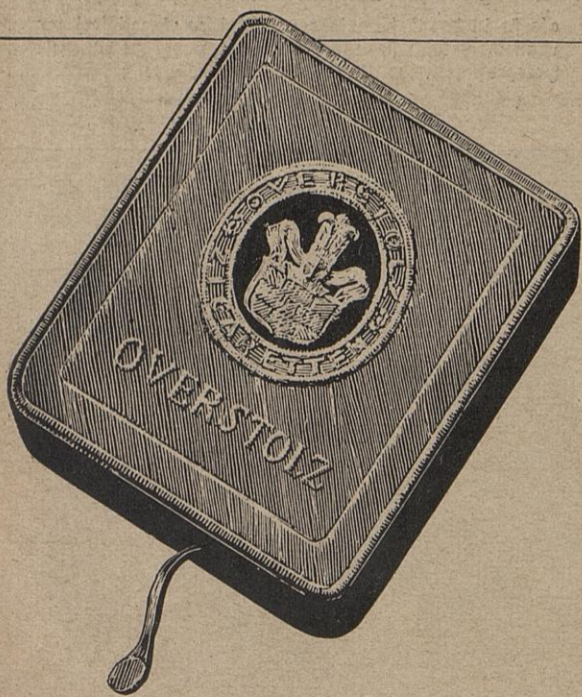
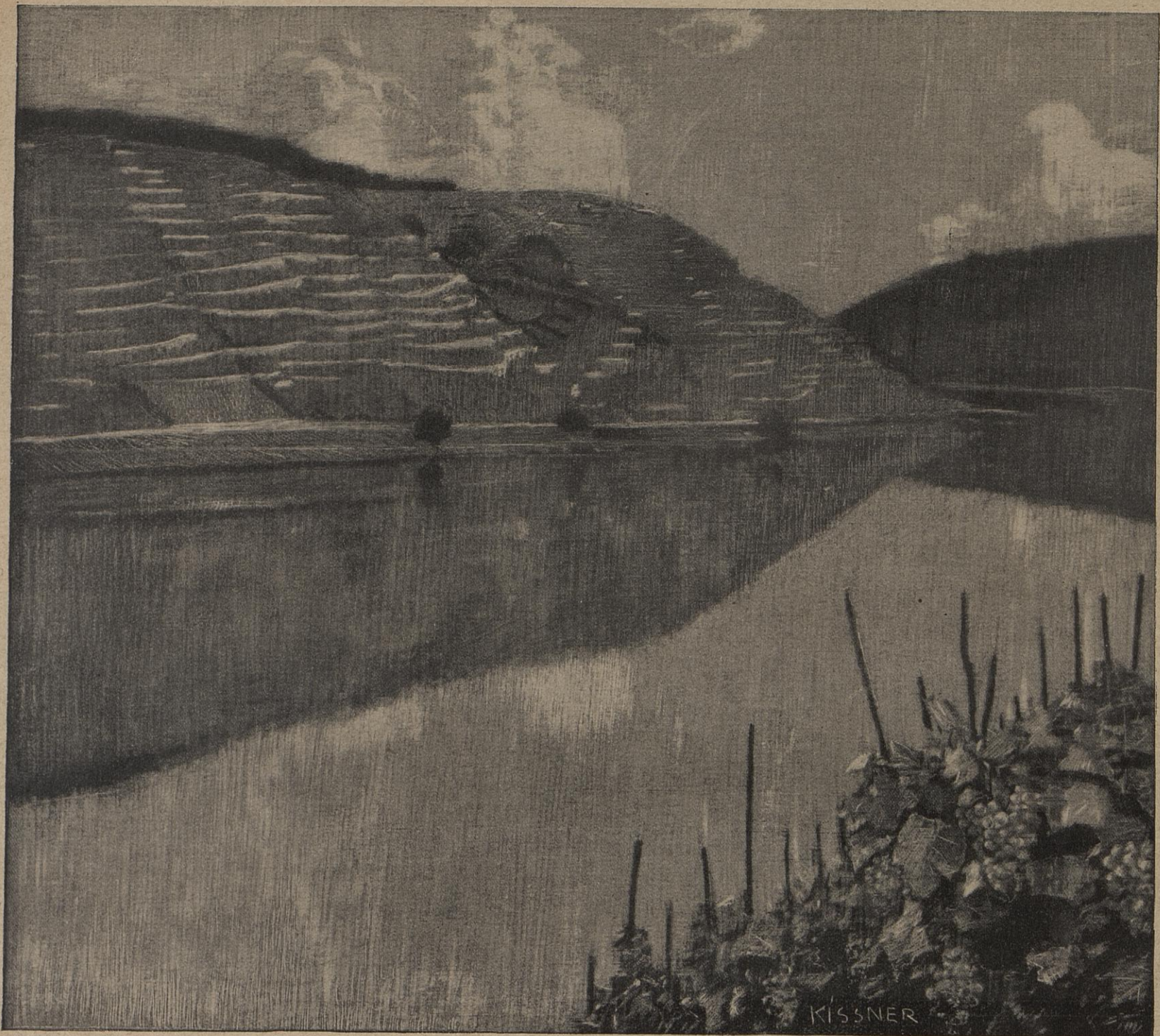
Das leblose Vorbild. Der Orpheusbrunnen vor dem Konzerthaus in Stockholm, ein Werk des großen schwedischen Bildhauers Carl Milles. Leif Geiges (2)



Fünf Mütter wollen für ihre Söhne sterben.

Associated Press

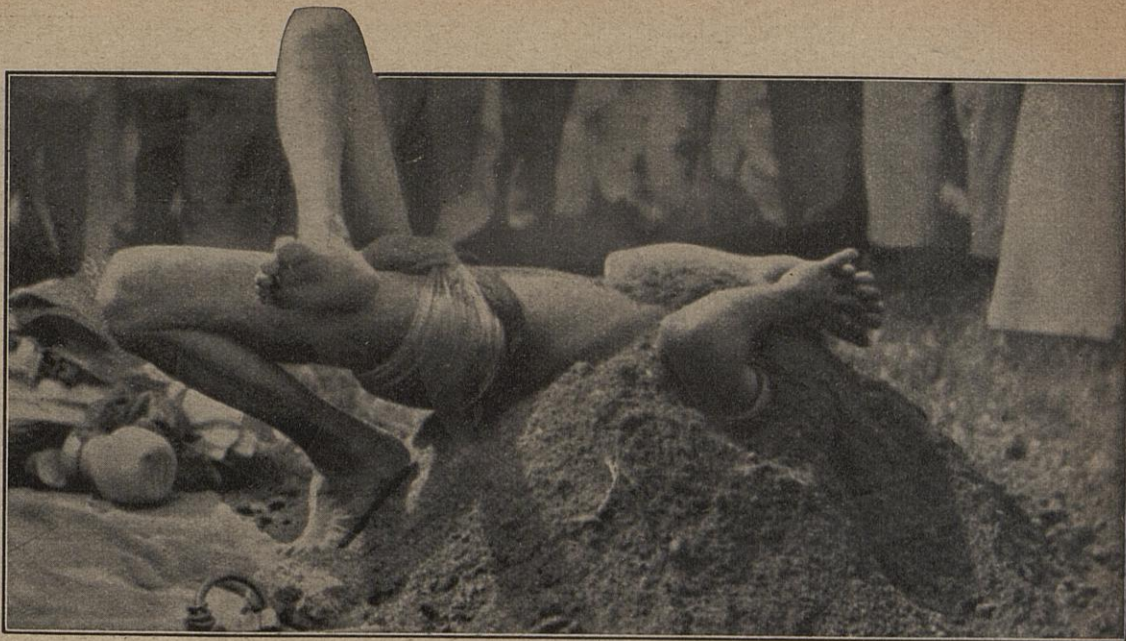
Fünf junge Männer zwischen 19 und 27 Jahren sitzen im Todeshaus von Sing-Sing. Sie haben einen Detektiv erschlagen. Ihre Mütter wollen für die Söhne die Todesstrafe auf sich nehmen, und haben an den Gouverneur des Staates New York deswegen ein Gesuch gerichtet. Ihre Begründung: Die Söhne seien Opfer der düsteren Umgebung der East-Side, des Elendsviertels von New York, aus dem sie nie herausgekommen seien.



Aroma und Bekömmlichkeit! Das sind die köstlichen Gaben der Sonne, die sie den Tabaken aus Mazedonien ebenso beschert wie den Reben unserer Heimat. Während aber bei uns die Sonne häufig durch Wolken verhüllt bleibt, strahlt sie auf die mazedonischen Felder oft Wochen hindurch mit unverminderter Kraft. Infolgedessen unterliegen die Ernten dieses von Sonnenlicht geradezu durchglühten Tabaklandes auch viel geringeren Schwankungen als die Jahrgänge des Weins. Und das ist zugleich die Erklärung dafür, weshalb eine echte Mazedonen-Zigarette, wie die OVERSTOLZ, ihren Raucher immer wieder erfreut und ihm Jahr für Jahr den gleichen Genuß bereitet.

12 **OVERSTOLZ** 50 PF.

Was Overstolz so köstlich macht/das ist die **SONNE AUF MAZEDONIEN**

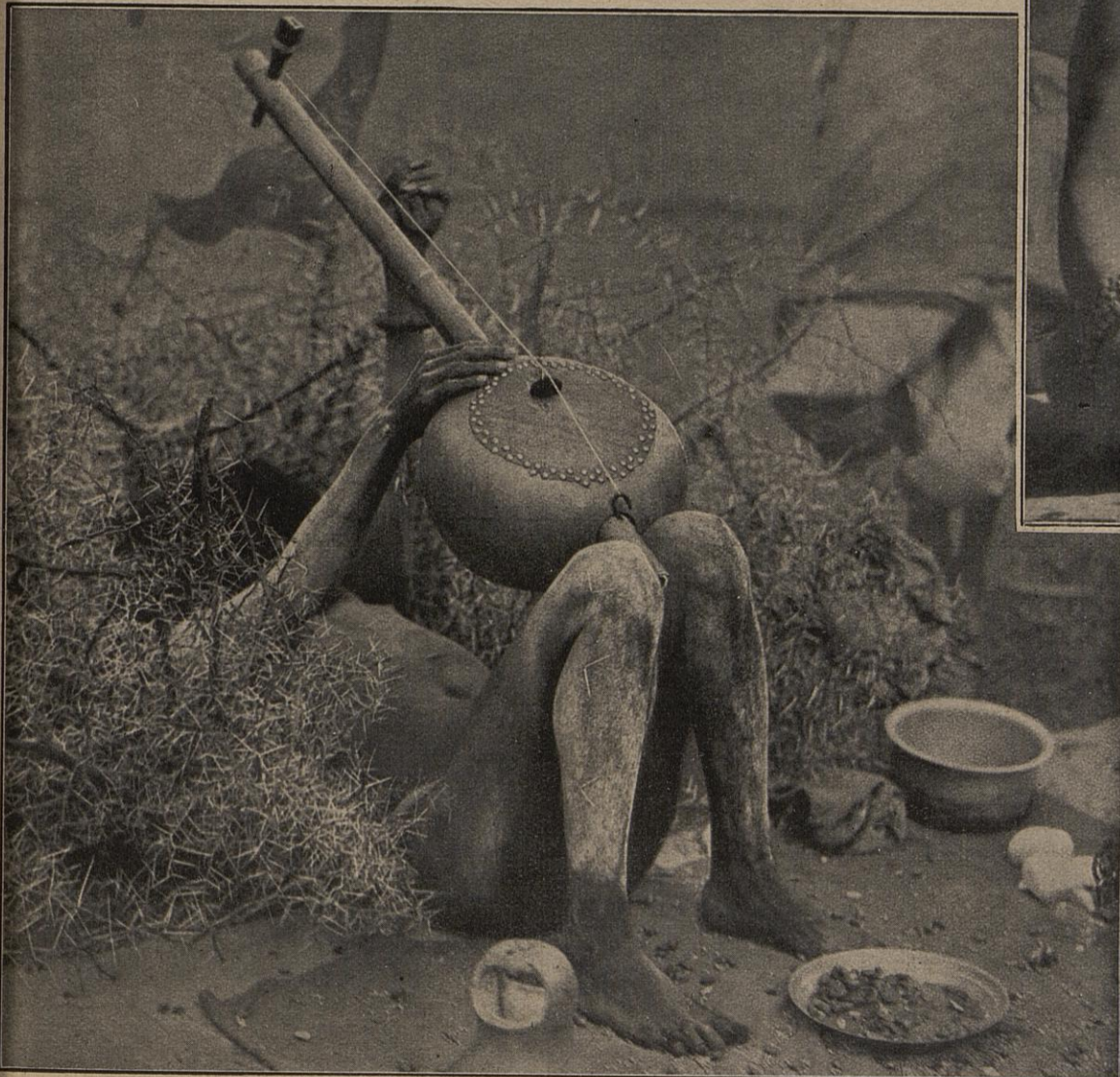


Was denken sich diese Leute?

„Mein jetziges Dasein ist trostlos und ohne Aussicht... je öfter ich mich lebendig begraben lasse, desto eher erwerbe ich das Anrecht auf ein besseres zukünftiges Leben“, denkt dieser Yoghi. Staunend betrachten ihn die Hindus. Die Almosen, die der Asket empfängt, bedeuten für ihn keine Gnade — sie kommen dem Stifter zugute.

„Wenn ich wieder geboren werde, will ich Brahmane sein...“

denkt der Mann aus der Kaufmannskaste und wird zum Yoghi, zu einem aus dem Millionenheer der frommen Bettler Indiens. Je größer die soziale Not Indiens, desto größer die Sehnsucht vieler Inder, sich durch Willenstraft über alle körperliche Not hinwegzusetzen...



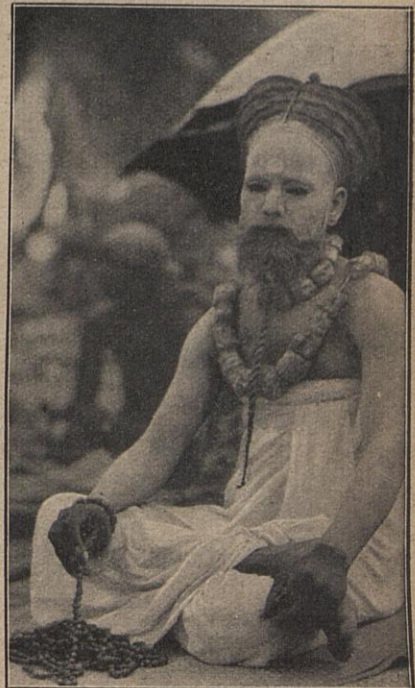
„Leider fallen die Münzen in die Teller der dürren Yoghis reichlicher... ich muß eine Fastentur machen!“

Dafür hofft er, um so rascher durch neue Wiedergeburten ein besseres irdisches Los zu finden. Sündigt er, wird er in ein Tier, in einen Stein zurückverwandelt.

„... bringen Sie mir bitte einen Abzug!“

Er weiß: Ein Bild dient der Reklame, und Reklame hebt sein — Geschäft!

Aufnahmen: H. M. Ahmad (5)



„Nirwana... heißt wunschlos sein, heißt nichts sein!“

Der Yoghi hat sich von weither Dornen herbeigeschleppt, hat sie am Wege aufgeschichtet und sich hineingeworfen. Jetzt singt er zur „Gitar“ frohe Lieder. Er wartet auf sein nächstes Leben. Tausende Male muß er neu geboren werden, um ein wahrer Heiliger zu sein. Sein Vorbild ist der sagenhafte Held Bhishma, der, am ganzen Körper von Pfeilen getroffen, von seinem Streitwagen sank, so daß es ausah, als ruhe er auf einem Lager von Wurfgeschossen.

An Doddi!

Kommst du nicht vorbei!

Roman von Joachim Maass

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

„Sie haben niemals Vertrauen bei mir genossen“, rief Frau Tüllberg, „und werden es nie genießen! Daß ich's Ihnen nur in aller Deutlichkeit sage: mein Mißtrauen ging weiter, als Sie sich dachten! Ich war mir nicht einmal darüber im klaren, ob Sie an jenem seltsamen Bittgang, den Sie vor Jahresfrist zu meinem Mann unternahmen, nicht in einem noch persönlicheren Sinn als nur für Grigol interessiert waren!“

„Da haben Sie ganz recht“, versetzte Doddi düster, „das war ich auch — leider. Aber schließlich, was hätte Grigol auch mit dreitausend Mark tun sollen? Er hatte achthundert Mark Schulden und brauchte hundert Mark im Monat.“

„Sie verstehen sich weiß Gott auf Ueberraschungen!“ rief Frau Tüllberg fassungslos. „Sie haben das Geld für sich gebraucht? Und das sagen Sie ohne weiteres? Wissen Sie, daß der Frieden meines Hauses dadurch unterwühlt worden ist? Wissen Sie, daß die Meinungsverschiedenheiten, die ich wegen dieses Geldes mit meinem Mann hatte, die ersten ernsthaften in unserer langen Ehe waren? Für Sie, Fräulein Schluback? Für Sie, die ich weder kannte, noch zu schätzen auch nur den mindesten Anlaß hatte! Wissen Sie, wie man das nennt, wenn man dergleichen Bittgänge auf eines anderen Menschen Namen unternimmt, dazu im Namen eines Menschen, der dem, den man angeht, so nahe steht wie in diesem Falle Grigol uns? Ich nenne es — Betrug!“

„Hören Sie mal!“ rief Doddi. „Sie gehen ein bißchen weit!“

„Betrug!“ rief Frau Tüllberg, und sie sprang im gleichen Augenblick wie Doddi auf. „Wissen Sie, daß Sie meinen Sohn durch diese Machenschaften beinahe in den Verdacht des Vatermordes gebracht haben? Haben Sie das auch bedacht?“

„Sie sind wahnsinnig!“

„So, meinen Sie? Aber daß Grigol durch einen unglücklichen Zufall gerade in jener unseligen Nacht hier in der Gegend war — haben Sie bedacht, was das bedeuten könnte, wenn man dazu erführe, daß er durch die Schuldenlast bei seinem Vater sich etwa hätte bedroht fühlen können? Was, glauben Sie, würde die Polizei daraus konstruieren?“

„Wieso denn: Zufall?“ rief Doddi. „Er hat ja auf mich gewartet! Das ist doch kein Zufall!“

„Auf Sie?“ fragte Frau Tüllberg völlig fassungslos. „Und Sie? Wo waren Sie denn, wenn man fragen darf?“

„Hier!“ rief Doddi. „In diesem Hause doch, mein Gott!“

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Lene erschien, beinahe unsichtbar im Dunkeln, mit einem Tablett voll Gläsern, Wein und Gebäck, nachdem sie in

fehlgeschlagener List die beiden so lange allein gelassen hatte.

Doddi sah sogleich zu ihr hin, aber Frau Tüllberg schien sie nicht einmal zu bemerken. Sie starrte noch immer Doddi an und sagte endlich mit einer unheimlichen, kalten Entschlossenheit:

„Sie werden begreifen, Fräulein Schluback, daß ich es mit meinem Gewissen nicht vereinen kann, der Wahrheit länger im Wege zu stehen.“

Doddi zuckte unwahrnehmbar mit Schultern und Brauen. Sie ging grußlos zur Tür, strich Lene kurz über die Wange und sagte mit einem winzigen, betrübten Lachen: „Schütz, Kleines.“

Ein paar Sekunden später hörte man die Haustür hinter ihr ins Schloß fallen.

XVII.

Der mißglückte Besuch bei Grigols Mutter hatte eine unerwartete Entmutigung in Doddi hinterlassen, unter der sie um so mehr litt, als sie sie sich nicht einmal recht erklären konnte. Sie hatte immer gewußt, daß diese schöne, fanatische Frau sie mit ihrem Haß verfolgte. Schon der alte Herr Tüllberg hatte es ihr gesagt. Sie war einfach eifersüchtig. Und sie war gefährlich, das spürte Doddi. Fing nicht auch wirklich ihr Haß schon sichtbar zu wirken an?

Lene, an deren kindlich vernünftiger Warmherzigkeit Doddi sich gefreut hatte, kam seitdem nicht mehr. Grigol telefonierte oder erschien zwar nach wie vor mit ziemlicher Regelmäßigkeit. Aber auch er erschien ihr verändert. Es war, als hätte er sich mit all seinen Gedanken plötzlich wieder dem geheimnisvollen Verbrechen in der Martinsallee zugewandt.

Einnmal, als sie aus dem Büro heimkam, fand sie ihn schon in ihrem Zimmer. Er stand, als sie die Tür aufmachte, am Bücherbord, stieß das Buch, das er in der Hand gehalten hatte, zurück und fuhr wie ertappt herum.

„Ach“, murmelte er in einer merkwürdigen Verlegenheit, indes er ihr entgegenschritt, „du bist es!“

Hatte er denn jemand anderen erwartet?

Ein anderes Mal umarmte und küßte er sie, hielt plötzlich inne und sah ihr suchend, fast lauernd ins Auge.

„Was hast du?“ fragte Doddi. „Du bist so seltsam. Du verheimlichst mir etwas!“

Ja, die Rollen hatten sich vertauscht, denn wie einstmals sie ihm, so erwiderte jetzt er ihr: „Sagst du mir etwa alles?“ Und sie erschrak.

Es war auf einmal alles so rätselhaft unsicher und schwankend in ihrem Leben geworden. Mißtrauen schien ihr von überall her entgegenzuatmen. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, es sei ihr eine Schlinge um den Hals geworfen, und langsam, aber stetig ziehe sie sich enger zusammen.

Es waren Nebenumstände, die ihre Unsicherheit verstärkten. Die Arbeiten an ihrem alten Haus in dem

verwilderten Garten waren endlich wiederaufgenommen worden, ein hohes Leiter- und Lattengerüst umgitterte es. Doch war die Stätte, wenn sie abends heimkehrte, von Menschen verlassen, und zum erstenmal seit Jahren betrat sie etwas wie Angst, wenn sie das große, unheimlich leere Haus betrat. Hätte sie Nado nicht gehabt, sie hätte vielleicht ihre Nachbarin, die Konsulin, gebeten, sie einstweilen bei sich aufzunehmen.

Gern hätte sie von Zeit zu Zeit mit Grigols Bruder Ernst-Albert geredet und ihn um Rat gefragt. Aber gerade jetzt hatte er vertretungsweise eine Abteilung im Krankenhaus übernehmen müssen; seine Praxis und seine wissenschaftlichen Arbeiten liefen nebenbei weiter. Er war überlastet.

Und dann wurde Doddi auch wieder von Kriminalrat Wimmer besucht. Als sie eines Abends in ihr Zimmer trat, saß er einfach da. Er saß auf der Couch und schaute ihr mit seinem hageren Gesicht und dem einen überhängenden Augenlid entgegen.

„Wie sind Sie denn 'reingekommen?“ fragte sie verblüfft.

„Ich warte schon ein halbes Stündchen“, antwortete er gleichgültig, „die Leute waren noch da.“

Sie setzte sich ihm gegenüber und nahm an, daß jetzt etwas Bestimmtes kommen werde. Sie dachte, jetzt wird er sagen: Ich habe neulich mit Frau Tüllberg geplaudert... Aber nichts dergleichen geschah. Wie bei seinem ersten Besuch redete er auch jetzt ganz allgemein und ohne Ziel, das Gesicht träumerisch gesenkt, sprach von der Schwierigkeit, „solche Familientragödien“ zu durchschauen, und von der verwirrenden Vielfalt der Möglichkeiten, deren eine schließlich so gut sei wie die andere. Er erhob sich schon. Da fragte er wie nebenbei:

„Und Ihnen, wie geht es Ihnen jetzt? Finanziell, meine ich!“

Sie sah ihn verdutzt und verständnislos an.

„Ja“, sagte er mit einem kleinen, tückischen Lachen, „ich habe mit Bedauern gehört, daß es Ihnen nicht immer gut gegangen ist. Haben Sie nicht sogar einmal einen Freund Ihres Chefs um Rat gefragt? Schütte, oder wie der Mann hieß? Gott, es ist lange her, ich weiß...“

Das stimmte wirklich. Sie hatte sich einmal wegen einer Hypothekangelegenheit an Schütte gewandt, als der noch häufig zu Peters kam. Aber das war länger als ein Jahr her, und woher wußte Wimmer davon? Und warum interessierte es ihn überhaupt?

„Um, Schütte“, sagte Wimmer mit einem nachdenklichen Kopfnicken; er guckte zu Doddi auf, lachte und sagte: „Was Sie aber auch alles für Bekanntschaften haben, Fräulein Schluback!“

Er nahm ihre Hand und hielt sie, während sie ihn zur Tür begleitete, und dabei redete er immer in diesem falschen, unverfänglichen Plauderton weiter:

„Wissen Sie das eigentlich, daß Schütte auch mit dem alten Herrn Tüllberg befreundet war? Aber Herr Grigol

Die Ästhetik einer modernen Cigarettenfabrik



*Doppelt
fermentiert*
4s

ERNTEN 34 BJS 36 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Stammwerkes in Hamburg-Bahrenfeld nach einem völlig neuen Methoden hergestellt. Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß sämtliche Tabake zweimal fermentiert werden. Die Cigaretten werden ausschließlich ohne Mundstück hergestellt. Die Hauptprovenienzen stammen aus folgenden Distrikten:

Davao, Negros, Java, Xanthi,
Akkisar, Smirni, Eudemich, Samson

Die Cigaretten sind Muster für doppelte Fermentation und neuer Fabrikationsmethoden, die zugleich die Tabakqualität und den Konsum der Herstellung auf das denkbar beste Maß erhöhen.

**REEMTSMA
SORTE
R 6 o/M**

H. F. & PH. F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + WERK HAMBURG

Der erste Klimaraum, in dem die Tabake zu neuem Leben erweckt werden.



Großartige Späße macht der Kasperle.

Fot. Hedda Walther

Reichsminister Dr. Frick mit seiner Gattin und ihren Kindern Renate und Dieter bei einer Vorstellung der Hohnsteiner Puppenspieler.

konnte ihn nicht ausstehen. Herr Grigol hat so seine Antipathien, nein, er konnte ihn nicht leiden — wissen Sie das gar nicht?"

„Sagen Sie mal“, sagte Doddi wütend, „was wollen Sie eigentlich von mir?“

Wimmer lachte, er senkte den Kopf und rieb ihre Hand. Auf einmal schaute er auf, sein hageres Gesicht sah jetzt vollkommen ernst und beinahe drohend aus, und er sagte:

„Fräulein Schlubaß, wenn Sie in Zukunft einen Rat brauchen oder jemandem einmal Ihr Herz ausschütten möchten, wenden Sie sich am besten an mich. Ich bin zuverlässig und verschwiegen. Ich bin aus dem Alter heraus, wo man alles, was einen freut, gleich unter die Leute bringen zu müssen glaubt. Denken Sie daran.“

Sie hielt seinem Blick stand. „Ich brauche keinen Rat, Herr Wimmer“, versetzte sie kalt.

„Schade“, meinte er gleichgültig und zuckte mit der Achsel, „ich sag's nur Ihretwegen.“

Er nickte ihr mit einem Lächeln zu, das nicht ohne Wohlwollen war, und stieg langsam die Treppe hinab.

„Warten Sie!“ rief Doddi. „Ich muß Sie 'rauslassen, Augenblick, den Schlüssel...“

„Hab' ich, hab' ich“, antwortete er weiter hinabsteigend und hielt, ohne sich umzuwenden, einen Schlüssel hoch.

Doddi stand wie versteinert. Der Kriminalrat Wimmer hatte einen Schlüssel zu ihrem Haus! Es schien ihr, diese kleine und unerhörte Tatsache zeige mit einem Schlag, wie ausgeliefert und wie gefährdet sie war.

Oh, wenn sie irgend etwas hätte tun können, das Verbrechen in der Martinsallee aufzuklären! Es bedrohte auch sie mit seinem Dunkel. Sie hatte es nie schlimmer und unabweisbarer gefühlt als in diesem Augenblick. Aber was konnte sie tun?

Der Zufall spielte ihr in die Hände.

Am nächsten Morgen erschien Schütte im Speditions-kontor, als Peters, der Chef, eben nicht da war. Sie sah, wie gerade Schulz, der junge Mann mit der Brille, den Besucher abfertigen wollte. Da schoß ihr Wimmers Andeutung durch den Kopf, und im gleichen Augenblick rief sie schon durch den Angestelltenraum:

„Ach, Herr Schütte, wollen Sie nicht näbertreten?“

Schütte sah zu ihr hinüber, als kenne er sie nicht. Aber dann kam er doch näher. Sie schloß die Tür ihres Zimmerchens hinter ihm. Es herrschte hier wie immer ein leicht dämmeriges Licht, das trüb und grau durch das vergitterte Fenster hereinschien.

„Nehmen Sie doch Platz“, sagte Doddi, „vielleicht kommt Herr Peters bald. Sie waren lange nicht hier, Herr Schütte.“

„Nein“, antwortete er unsicher und drückte sich mit dieser Bewegung, die sie so oft gesehen hatte, den Kragen

herunter. „Ich... ich möchte doch lieber nicht warten, Fräulein...“

Er räusperte sich. Wie? dachte sie, kennt er meinen Namen nicht mehr?

„Wissen Sie“, sagte sie vertraulich, „ich habe Sie doch mal wegen dieser Hypothek gefragt.“

„Hypothek, Hypothek“, sagte Schütte und senkte vergrübelt den Kopf. „Was war das doch gleich?“

„Sie wissen doch, diese zwölfhundert Mark! Ich hätte sie damals gern ausgezahlt...“

„Ach ja, zwölfhundert Mark. hm. Gott, mein Gedächtnis!“

Er schüttelte den Kopf, und unsicher aufschauend begegnete er ihrem mißtrauischen Blick. Er riß sich offensichtlich zusammen.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, „ich bin etwas verwirrt. Ich habe viel durchgemacht. Mein armer Bruder...“

Sie sah, daß er einen schwarzen Flor am Arm trug. „Oh, Sie haben Trauer?“ fragte sie überrascht.

„Ja“, sagte er und nickte, „meine Reife hat ein schnelles Ende gefunden. In Lissabon erreichte mich die Nachricht, daß mein Bruder in Paris sterbenskrank liege. Man brachte mir das Telegramm an Bord. Ich bekam eben noch den Südeppreß. Vier Tage später lag er schon unter der Erde.“

Lissabon? dachte sie angestrengt. Ach ja, er ist ja an jenem Abend mit der „Patria“ abgefahren! Aber wieso denn? Er war doch noch am nächsten Morgen hier?

„Haben Sie eigentlich die „Patria“ damals noch erreicht?“ fragte sie etwas plump.

„Doch, doch“, antwortete er, räusperte sich aber auf einmal wieder, drückte sich den Kragen herunter, reckte das Kinn hoch und sagte hastig: „Ja, ich muß nun aber gehen, Fräulein — äh...“

Es klopfte. Schulz, der junge Mann mit der Brille, steckte den Kopf durch den Türspalt und sagte leise und dienstfertig: „Fräulein Schlubaß, da ist jemand wegen der Konnossemente.“

„Ja, Fräulein Schlubaß“, sagte Schütte froh, nun wenigstens ihren Namen zu wissen, „ich will Sie nicht länger aufhalten. Grüßen Sie Herrn Peters. Ich guck' in den nächsten Tagen noch mal wieder vor.“

Diese Begegnung hinterließ bei Doddi einen tiefen, aber ungewissen Eindruck. Jemand etwas stimmt doch nicht mit dem Kerl! dachte sie immer wieder. Er war doch früher ganz anders! Sie schüttelte mit finsternen Brauen den Kopf. Sie konnte sich ihr eigenes Gefühl nicht erklären.

Sie mußte sich nicht anders zu helfen, sie mußte doch Ernst-Albert um Rat bitten. Er bestellte sie für eine späte Stunde zu sich in seine Praxisräume am Glodengießerwall.

Offenbar war er allein, als sie zu ihm kam. Er öffnete ihr selbst und führte sie in sein Ordinationszimmer. Nur auf dem Arbeitstisch brannte eine Lampe, die einen scharfen, hellen Lichtkegel auf die Tischplatte warf.

Das übrige Zimmer verdämmerte im Dunkeln, und nur undeutlich sah man Bücherregale, elektrische Apparate und allerhand Glaschränke, hinter deren Scheiben geheimnisvolle, nickelblanke Instrumente hingen und lagen, Spritzen, Messer, Klammern, seltsame, kalt und grausam wirkende Zangen mit großen, flachen Schaufelhänden und vielerart Flaschen und Gläschen voll farbloser Flüssigkeiten mit Totenkopf-Etiketten. Hinter dem Sessel am Arbeitstisch stand ein halbhoher, sehr schmaler Schrank, und ein kühler, überaus sauberer Dunst von Aether und Alkohol vollendete den Eindruck ernster Weltabgeschiedenheit, den das Gemach auf Doddi machte.

Ernst-Albert war im weißen Kittel. Er wies Doddi den Platz neben seinem Arbeitstisch an, und indes er sich selbst setzte, funkelte in seinen großen, düsteren Augen diese merkwürdige, fast ein wenig unheimliche Art von Belustigung, die sie schon oft mit Erstaunen an ihm wahrgenommen hatte.

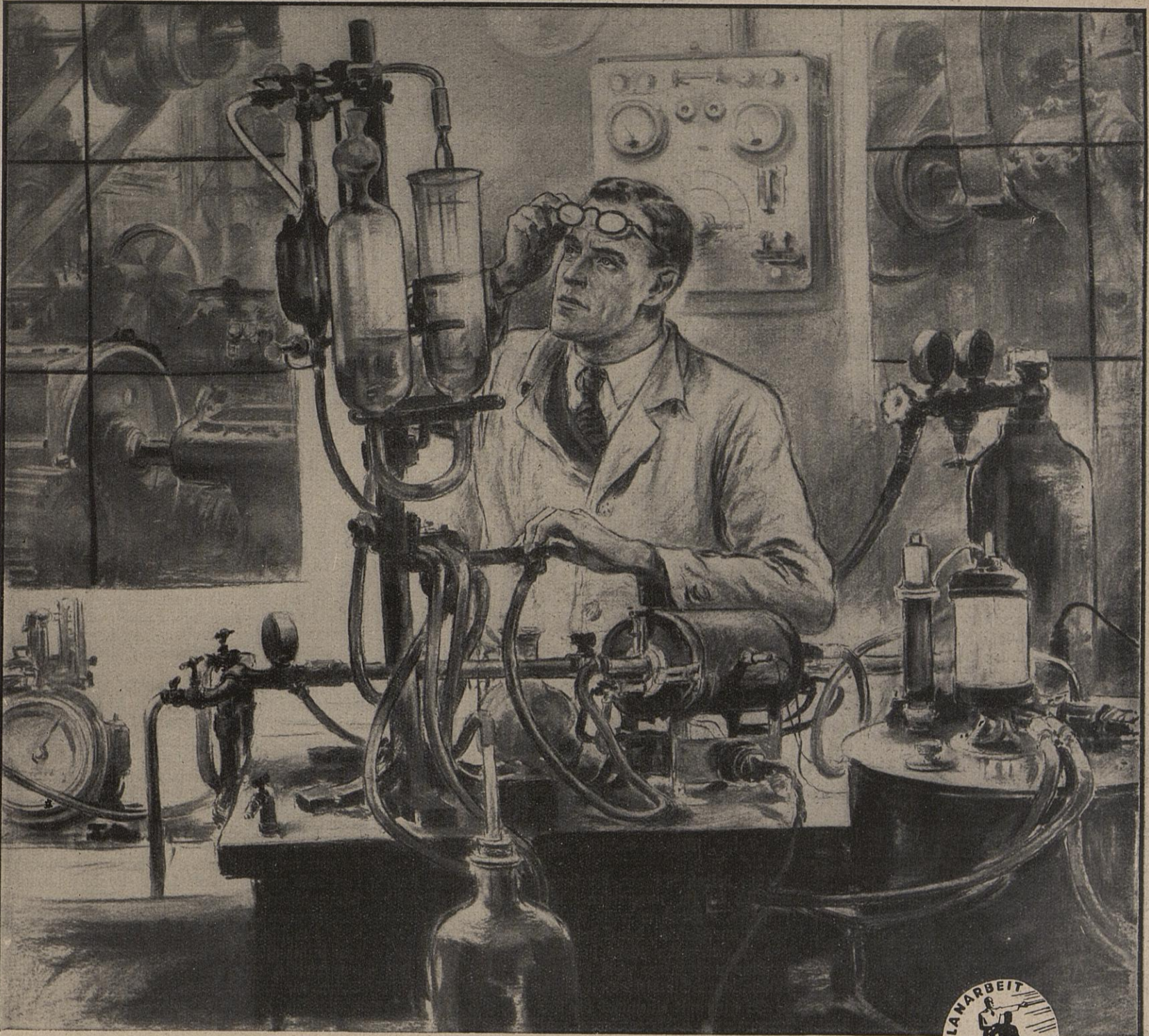
„Kommen Sie, um sich trösten zu lassen, liebe Doddi?“ sagte er. „Lene hat mir erzählt, meine Mama habe Sie nicht freundlich aufgenommen. Nehmen Sie es nicht tragisch.“

„Nein“, antwortete Doddi, „ich komme nicht deswegen. Sagen Sie, Ernst-Albert, kennen Sie Schütte?“

„Schütte?“ entgegnete er. „Ja, sein Inneres kenne ich, das heißt: physiologisch. Um seine übrige Person habe ich mich nicht bekümmert, ich habe es Grigol überlassen, der ihn auf dem Schuppen kennenlernte und ihn verabscheut.“

„Sein Inneres kennen Sie? Wieso?“

„Mein Vater hat mich einmal um ein Attest für Herrn Schütte. Er hatte, glaube ich, eine Schwäche für ihn und wollte, daß er pensioniert werde. Uebrigens ging alles mit rechten Dingen zu, der Mann ist wirklich



Schöpferische Unzufriedenheit

Sei es die Planung eines neuen Modells, sei es die Überwachung der täglichen Produktion: automatisch, genau so wie eine Station des laufenden Bandes schiebt sich immer wieder eine der vielen Kontrollstellen des Laboratoriums prüfend in die OPEL-Produktion ein. So führt hier das Laboratorium kein Eigendasein und dient keinem Selbstzweck, sondern ist Mittel zum Zweck, überall die Qualität zu fördern und zu überwachen. Erst die Prüfung, dann die Freigabe zum Bau. Erst restlose Beherrschung der gesteigerten Anforderungen, dann Neukonstruktion. OPEL-Planarbeit!

OPEL

der Zuverlässige

schwer krank. Eigentlich wundert es mich, daß er noch lebt.“

„Doch, er lebt. Ich habe ihn neulich bei Peters gesehen.“

„Ich denke, er ist in Brasilien?“

„Er ist zurückgekommen. Und wissen Sie, der Kerl hat mir gar nicht gefallen. Ich weiß nicht, er war so komisch. Ich kenne ihn doch von früher. Er war mir eigentlich nie besonders sympathisch. Aber diesmal war er so seltsam, ich kann es nicht genau beschreiben, so fremd und auch so unsicher, wie wenn er was auf dem Kerbholz hätte.“

Ernst-Albert lachte ein bißchen.

„Wenn Sie sich für alle Leute interessieren, die was auf dem Kerbholz haben“, sagte er, „dann haben Sie allerhand zu tun.“

Auch Daddi lachte.

„Wimmer hat mich darauf gebracht“, erwiderte sie dann. „Sie wissen ja, wie er einen mit seinen undeutlichen Redensarten quält. Aber ich muß seitdem immer an Schüttele denken. Wollen Sie ihn sich nicht mal ansehen?“

„Außer Vene und Emil sehe ich augenblicklich niemanden gern“, versetzte er.

„Emil? Wer ist denn das?“

Er drehte sich halb um und klopfte mit dem gekrümmten Zeigefinger an den länglichen Schrank hinter sich. Daddi guckte verständnislos. Da drehte Ernst-Albert den Schlüssel und zog die Schranktür auf. In dem hellgemaserten Holz stand ein menschliches Skelett. Es hielt den Schädel mit den blehenden Zahnreihen auf das Brustbein gesenkt. Ernst-Albert betrachtete es mit belustigten Augen.

„Ich habe ihn Emil genannt“, sagte er, „weil er so gutmütig ist und alles mit sich anstellen läßt.“

Daddi wurde ihrer Ueberraschung Herr.

„Also hören Sie, Ernst-Albert“, sagte sie, „wie ist es mit diesem Schüttele? Wollen Sie nicht wirklich mal zu ihm gehen?“

„Wozu? Nur weil er sich komisch betragt?“

„Sie wissen doch, daß er an dem Tage abfuhr, an dem nachher das Unglück in der Martinsallee geschah? Nun passen Sie auf: Am nächsten Morgen war er im Geschäft bei Peters! Es ist mir jetzt erst wieder eingefallen.“

„Das Schiff wird später gegangen sein“, meinte Ernst-Albert.

„Möglich“, entgegnete Daddi nachdenklich; sie sah zu ihm auf und sagte: „Bitte, sehen Sie sich den Menschen mal an! Er trug gar keine schwarzen Zwirnhandschuhe wie sonst, und er trägt sie auch jetzt nicht mehr!“

Ernst-Albert drehte sich um und schloß den Skelettschrank.

„Wenn Sie es durchaus wollen“, antwortete er mit einem komischen kleinen Seufzer, „was bleibt mir übrig?“

*

Erst zwei Tage später, als schon der Abend sank, kam Ernst-Albert dazu, Schüttele aufzusuchen.

Das Treppenhaus in der Kiebitzstraße lag in tiefem, beinahe nächtlichem Schatten. Zwar streckte sich in jedem Stockwerk ein kurzer Gasarm mit einem zitronenförmigen Milchglasstoppelchen aus der Wand, aber das Gas, das mit einem zart zischenden und manchmal glucksenden Geräusch ausströmte, gab nur ein winziges Glämmchen, und das schwächliche Licht verging als gelblicher Schimmer an der Wand und in dem Dunkel ringsum. Es war sehr still in dem Haus, und ein Wassertropfen, der in regelmäßigen Abständen irgendwo tropfte, verstärkte diesen Eindruck großer, fast totenhafter Verlassenheit.

Ernst-Albert drückte im zweiten Stock auf den Klingelknopf. Das rasselnde Getöse der Glocke zerriß das dumpfe Schweigen. Dann kehrte die Stille sogleich zurück, und wieder war nichts als der Wassertropfen zu hören. Ernst-Albert lauschte eine Weile. Endlich war es ihm, als höre er hinter der Tür, jedoch in weiter Ferne, ein flüsterndes Getuschel von Stimmen, und er klingelte abermals.

Aber das Schweigen, das darauf folgte, war so vollständig, daß er sich schon abwenden und gehen wollte, als es ihm plötzlich vorkam, wie wenn sich hinter der Tür unendlich vorsichtig und langsam schleichende Schritte näherten. Da klingelte er zum dritten Male und klopfte laut gegen die Scheibe, und plötzlich wurde die Tür aufgerissen.

„Was will man denn von mir?“ rief der Mann, der da stand, mit einer gleichermaßen wütenden und ängstlichen Stimme.

Ja, es war Schüttele, Ernst-Albert erkannte ihn sofort. Der törichte Mephisto-Zipfel, der dem Mann in die Stirn hing, die Zahnreihe — er war auch in diesem tiefen Dämmer unmerkbar.

„Entschuldigen Sie, Herr Schüttele“, sagte Ernst-Albert, „mein Name ist Tüllberg, Doktor Tüllberg. Sie erinnern sich doch, ich schrieb Ihnen damals auf meines Vaters Wunsch das Attest für Ihr Pensionierungs-gesuch. Ich kam zufällig vorbei. Da wollte ich doch mal reingucken und mich erkundigen...“

„Oh, sehr nett, sehr freundlich, Herr Doktor“, antwortete Schüttele, schluckte und drückte sich den Kragen herunter, „aber seien Sie mir nicht böse, ich bin auf dem Sprung wegzugehen.“

„Wie schade“, sagte Ernst-Albert, „aber ich will Sie auch nicht aufhalten. Nur eine Frage... darf ich vielleicht auf eine Minute eintreten?“

Schüttele öffnete widerstrebend die Tür ein wenig weiter und wies ins Balkonzimmer, das gleich neben dem Eingang lag, und Ernst-Albert trat ein. Der Widerschein eines Lichts von draußen fiel durch die geschlossenen Gardinen und malte das Fenster mit Kreuz und Scheiben undeutlich und schief ins Dunkel.

„Entschuldigen Sie“, sagte Schüttele, „meine Gasleitung ist leider in Unordnung.“

„Oh, das macht ja nichts. Ja, was ich sagen wollte, Herr Schüttele. Sie sind doch am 4. Juni mit der 'Patria' abgereist. In der Nacht darauf geschah das Unglück mit meinem Vater.“

Schüttele starrte ihn an. Wohl wußte er von Tüllberg, denn sein Bruder Herbert hatte ihm manches Mal von diesem wohlhabenden Freund erzählt, aber daß etwas mit ihm geschehen war, davon hatte er nichts gehört, und es entschlüpfte ihm in seinem Erstaunen der Ausruf: „Ein Unglück?“

„Nun ja, Sie haben recht“, entgegnete Ernst-Albert, „Unglück ist nicht das richtige Wort. Es war ein Verbrechen. Mein Vater ist ermordet worden.“

Es wurde Schüttele plötzlich maßlos unbehaglich und unheimlich. Eine Morbsache, und er hatte keine Ahnung davon! Das einfallende Licht spiegelte sich jetzt in den großen, düsteren Augen des Besuchers, und auch das war ihm unheimlich.

„Ja“, stotterte er, „ja, es ist schrecklich.“

„Die Polizei kommt nicht voran!“ sagte Ernst-Albert, und es war Schüttele, als klinge die Stimme jetzt drohend.

„Sagen Sie mir, Herr Schüttele, glauben Sie, daß mein Vater Feinde hatte? Sie waren doch mit ihm befreundet, Sie haben doch am Schuppen bei ihm gearbeitet. Haben Sie nie irgend etwas Besonderes bemerkt? Er war im letzten Jahre so nervös!“

„Nein“, flüsterte Schüttele, „ich habe nie etwas bemerkt.“

Die beiden Männer, der junge und der ältere, standen sich da im ungewissen Licht gegenüber. Schüttele schien es, der andere wolle ihn mit seinen unheimlichen Augen durchbohren, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er stammelte: „Eine furchtbare Sache. Ich werde darüber nachdenken. Sie hören von mir. Aber jetzt entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor Tüllberg...“

Da ging mit einemmal die Tür auf, und eine höchst verwunderte Mädchenstimme jubelte: „Tüllberg, Tüllberg — doch nicht etwa Grigull? Grigull Tüllberg?“

Ernst-Albert wandte sich um. Selbst im Dunkeln war das Strahlängige des Mädchens auffällig, das nun stehen blieb und tief enttäuscht und schmollend sagte: „Oh, es ist nicht Grigull, mit dem ich fast ertrunken wäre?“

„Grigull?“ versetzte Ernst-Albert. „Das ist mein Bruder.“

„Oh, wie süß!“ jubelte Helga. „Sagen Sie ihm doch, er soll mich anrufen! Rikmanns Hotel am Holzdamen. Ich will mich sehr freuen, ihn zu sehen.“

„Wir müssen nun aber wirklich gehen“, stotterte Schüttele.

„Und du machst kein Licht für deinen Besuch?“ rief Helga. „Du mußt nicht so unbedenklich sein...“

Sie ergriff eine Streichholzschachtel vom Tisch und riß ein Hölzchen an. Im aufflammenden Licht sah Ernst-Albert, daß Schüttele der Schweiß in Rinnfalten über Stirn und Wangen rann, doch schon hatte er Helgas Hand ergriffen und ihr das Hölzchen weggerissen und es ausgepustet.

„Es ist kaputt“, brachte er atemlos hervor.

„Ja“, sagte Ernst-Albert, „ich will nicht länger stören. Von wem soll ich meinen Bruder grüßen?“

„Sagen Sie nur: Helga, das Schwedenmädchen von Duhnen, dann weiß er alles.“

Ernst-Albert machte eine Verbeugung. Schüttele geleitete ihn hinaus.

„Und wie steht es mit der Gesundheit, Herr Schüttele? Ich hoffe, besser? Ein wenig angestrengt, glaube ich, sehen Sie aus.“

Die Tür schloß sich hinter den beiden, und Helga hörte ihre Stimmen nur noch undeutlich. Wie seltsam, dachte sie, warum wollte er kein Licht haben? Und warum hatte er solche Angst vor diesem Besuch? Des-

halb war sie nämlich an diese Tür geschlichen und hatte gelauscht. Schüttele hatte eigentlich durchaus nicht öffnen wollen. Und was war das für eine dunkle Sache? Mord? An Grigols Vater? Auch ihr wurde es plötzlich unheimlich.

Die Tür fiel draußen ins Schloß. Schüttele trat wieder ein. „Warum bist du hereingekommen?“ stieß er hervor. „Warum?“

„Oh!“ rief Helga und brach sogleich in Tränen aus. Sie weinte und schluchzte herzzerreißend. „Du bist böse! Die ganze Welt ist böse! Und der arme Grigull...“

XVIII.

Daddi wurde unsicherer von Tag zu Tag. Grigols verändertes Benehmen, der Besuch Wimmers und die merkwürdige Art, in der er sie darüber unterrichtet hatte, daß er einen Schlüssel zu ihrem Haus besaß, der gefährliche Haß der Frau Tüllberg und die Undurchschaubarkeit Schütteles, die ihr durch Ernst-Alberts Besuch bestätigt, aber keineswegs aufgeklärt worden war — sie fühlte sich wie ein Tier, das sich mit jeder Bewegung rettungsloser in ein Fangnetz verstrickt. Auch zu Hause fühlte sie sich nicht mehr heimisch, sie gehörte nirgends mehr hin.

Eines Abends, es war schon August, strich sie, mit ihren blauen Schifferhosen angetan, an den Bücherregalen ihres Zimmers entlang. Sie wollte irgend etwas lesen, sich ablenken, und ihre Blicke suchten über die Buchtitel hin. An einem bestimmten blieben sie haften. Sie stand plötzlich still und guckte immer weiter auf diesen Titel: „Freitag, Die verlorene Handschrift.“ Sie konnte sich offenbar davon nicht losreißen. Hatte auch sie etwas verloren, eine Handschrift, die für sie, für Grigol, für ihrer beider Glück und Sicherheit wichtig war?

Sie zog das Buch nicht heraus. Sie schaute nur gebannt und finster darauf. Mit einemmal sah sie hoch.

„Mein Gott“, murmelte sie, „sollte ich im Geschäft, in meinem Pult...“

Sie vollendete den Satz nicht. Aber der Einfall hielt sie offensichtlich gefangen. Sie setzte sich in Bewegung und ging zur Tür. Dann lief sie die Treppen hinab. Sie kümmerte sich nicht darum, daß Rado oben an der Tür kratzte, heulte und bellte. Es kam ihr auch nicht in den Sinn, daß sie einfach so in Hosen, in ihrem Hausanzug weggelaufen war. Etwas anderes und Wichtigeres beschäftigte sie und trieb sie an.

In ihrem schnellen Gang durchquerte sie den verwilderten Garten und eilte den Harvestehuder Weg hin. Es war noch nicht spät, aber Hamburgs Innenstadt verödet bald nach Geschäftsschluss. Deshalb waren auf den Binnenalterstraßen nur wenige Menschen unterwegs. Sie schauten alle dem schönen, burschikosen Mädchen nach, das für nichts und niemanden Augen hatte. Sie kam in die alten, schmalen Straßen, die Laternen brannten friedlich und beleuchteten die dicken, geschnitzten Türen der zweihundertjährigen Häuser, deren Eingel nachdenklich ein wenig nach vorn und in die Enge der Gassen hineingeneigt sind.

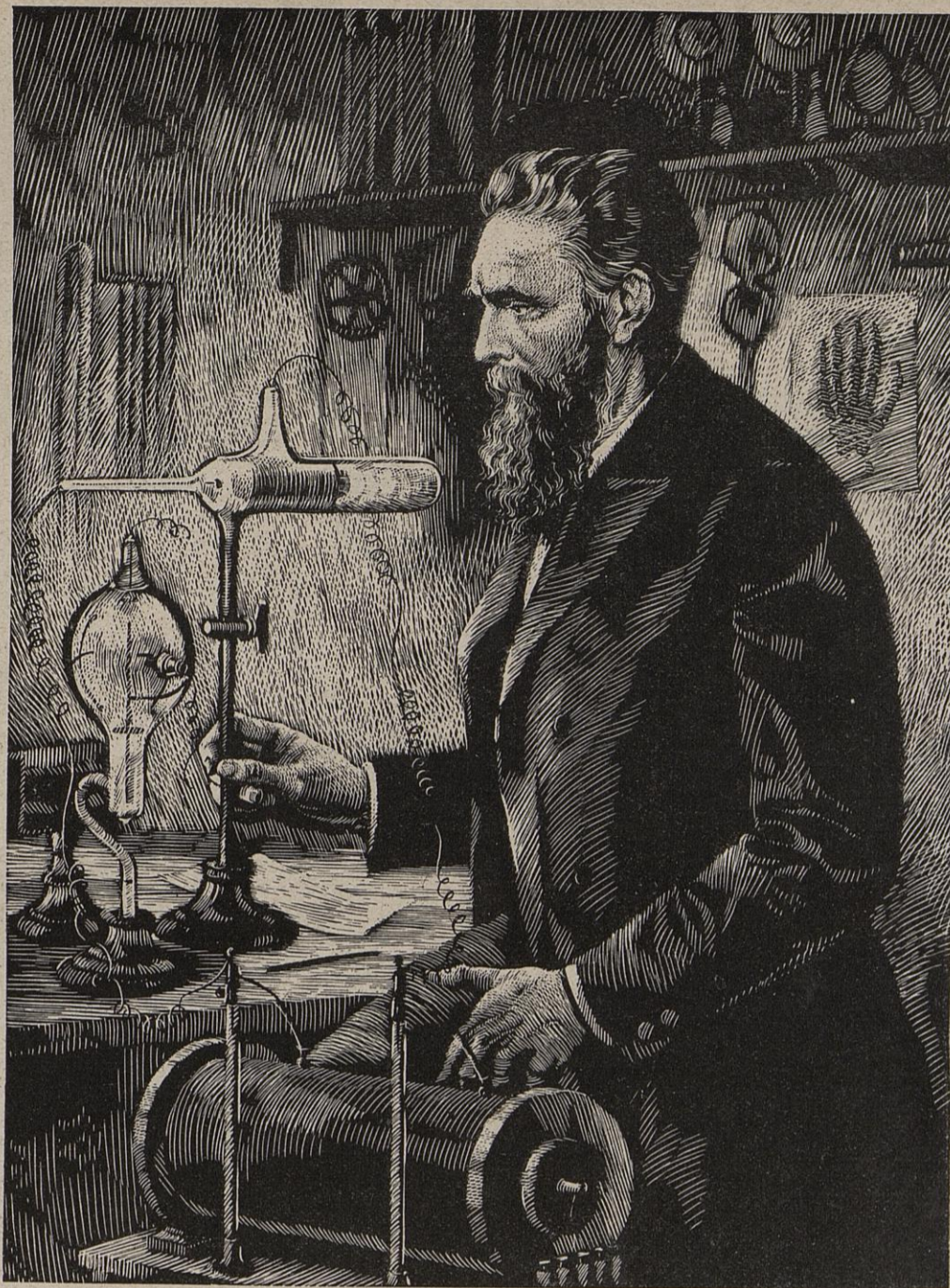
Bei der Katharinentirche trat Daddi zum Zollkanal hinaus. Sie überquerte die Jungfernbrücke und war im Freibafen. Dort schloß sie die Tür zum Kontor von Peters & Konsorten auf, denn als Privatsekretärin des Chefs besaß sie natürlich den Schlüssel. Sie wollte schon die Hand zum Lichtschalter heben, da hörte sie Stimmen. Zwei Stimmen, die erregt gegeneinander anredeten.

Die eine gehörte Peters, ihrem Chef, die andere kannte sie nicht. Ganz unvermittelt, sie hätte es sich selbst nicht erklären können, war etwas Jägerisches in ihr wach, eine fast zwanghafte Eier zu lauschen. Den Oberkörper vorbeugend, sah sie, daß in ihrem Zimmerchen Licht brannte. Aber die Stimmen waren im Privatkontor, und die Tür dahinter war verschlossen.

Sie schlich durch den großen Angestelltenraum. Das Licht einer Gaslaterne fiel von draußen herein, und darin wirkten die vielen gleichmäßig herabbaumelnden Drähte mit den flachen Lampenschirmen, als hingen sie in einem dünnen Wasser. Daddi war, etwas ganz Bestimmtes zu suchen, hierhergekommen, etwas, woran jener Buchtitel „Die verlorene Handschrift“ sie erinnerte hatte. Aber jetzt fesselte das Gespräch dort hinter der Tür sie mit magischer Kraft.

Hauptfächlich sprach Peters, er redete laut und wütend. Die andere Stimme war leiser, aber mit einer gewissen Hartnäckigkeit schien sie immer den gleichen Einwand zu erheben, den Daddi nicht verstehen konnte, obgleich sie auf einmal meinte, diese Stimme doch zu kennen. Sie mußte sich ganz heranpirschen. Gottlob hatte sie Segelschuhe mit weichen Sohlen an. Aber plötzlich knackte die Diele. Die Stimmen drinnen verstummten sofort. Daddi stand wie angewurzelt. Sie stand schon in ihrem Zimmerchen.

(8. Fortsetzung folgt.)



WILHELM CONRAD RÖNTGEN

Es war gegen Ende Oktober des Jahres 1895, als sich der Direktor des Physikalischen Instituts an der Universität Würzburg, Professor W. C. Röntgen, entschloß, geheimnisvollen elektrischen Entladungserscheinungen im luftverdünnten Raum nachzugehen. Er fand eine neue Art von Strahlen, die an Durchdringungsfähigkeit allen bisher bekannten überlegen war. Sie ermöglichten, ohne operativen Eingriff das Innere des menschlichen Körpers sichtbar zu machen.

Die Röntgenstrahlen waren eine Entdeckung, die in der Hand des Arztes zu einem unschätzbaren Segen für die Menschheit wurde. Ihr Wert für die Feststellung und Heilung von Krankheiten beweist erneut, daß der Fortschritt naturwissenschaftlicher Erkenntnisse sich nicht auf Fachkreise beschränkt, sondern auf

das große ideale Aufgabengebiet der Gesundheits-erhaltung des Menschen übergreift.

Der Arzt ist der Hüter aller dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse im Dienste des gefunden und kranken Menschen. Die verfeinerten Hilfsmittel zur Feststellung von Krankheiten und die Kenntnis der krankmachenden Ursachen ermöglichen es ihm heute, Leiden besonders frühzeitig zu erkennen. Sofern man ihn nur rechtzeitig genug zu Rate zieht, kann er ernsthafte Schäden verhüten. Der hohe Stand der Heilkunde und bewährte vertrauenswürdige Arzneimittel geben dem Arzt die Möglichkeit, selbst da Hilfe zu bringen, wo früher ärztliches Können versagte.



20 Jahre Zwangsarbeit und 1 Frank

Der Fall Plewitzkaja

VON

ALFRED GERIGK

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In Paris findet der Prozeß gegen die Plewizkaja statt. Ihr Mann, der General Skoblin, leitete am 22. September 1937 die Entführung des Generals Eugen von Miller, des Führers des allrussischen Militärverbandes in Paris. Skoblin hatte nach außen hin stets den Freund und Anhänger Millers gespielt, im geheimen war er Agent der Sowjets. Er ist an dem gleichen Septembertage geflüchtet, niemand weiß, wo er geblieben ist. Seine Frau, die als seine Mittäterin gilt, steht nun vor Gericht, der Andrang zu der spannungs- und aufschlußreichen Verhandlung ist sehr groß. Der Präsident des Gerichtshofes, Delegorgue, fordert sie auf, ein Geständnis abzulegen und zu sagen, ob Miller noch lebe. Sie antwortet nur, daß sie nichts wisse, ganz und gar nichts. Nun marschieren die Zeugen auf, deren Aussagen fast ausnahmslos die Plewizkaja belasten. Dann kommt die Frage darauf, warum sie nach der Flucht ihres Mannes aus ihrem Hotel fortging und erst einen Tag später gegen Mittag wieder auftauchte. Ribet, der Anwalt von Frau Miller, nimmt sie in ein scharfes Verhör. „Warum gingen Sie nicht zu Frau Miller“, so fragt er, „die doch eine Ihrer besten Freundinnen war?“ Ein Zittern geht durch den Körper der Plewizkaja. Erst nach einer Weile antwortet sie unter Schluchzen: „Ich war zu verwirrt. Ich habe an nichts anderes gedacht. Nur an meinen Mann.“

Nur an Ihren Mann haben Sie gedacht, Madame Skoblin?“ fragt Ribet, der Anwalt von Frau Miller. „Wohin flüchtet eine Frau in solchem Fall? Muß sie sich nicht hingedrängt fühlen zu der Frau, die das gleiche Leid hat? Mußten Sie sich nicht hingedrängt fühlen zu Frau Miller? Frau Miller war doch eine Ihrer besten Freundinnen? Nein, Madame Skoblin, Sie haben sich versteckt. Sie haben sich vor Frau Miller versteckt! Warum? Weil Sie Angst hatten, Frau Miller in die Augen zu sehen!“

Bewegung geht durch den Saal. „Eine tolle Leistung“, flüstert man auf den Bänken der Rechtsanwälte. „Ribet ist wieder einmal ganz hervorragend!“ heißt die geflüsterte Antwort.

Aber da gibt es auf dem Gebiet des Gefühlslebens noch einen anderen Punkt. Ruhig, sicher, in allen Verhandlungstürmen ungerührt, thront Präsident Delegorgue über der Verhandlung, mit seinem Wig, mit seiner Schlagfertigkeit selbst die schwierigsten Konflikte meisternd. Aber Präsident Delegorgue ist trotz seines runden, gemühtlichen Gesichts ein genauer Kenner des menschlichen Gefühlslebens.

„Sie versichern, Madame Skoblin“, so spricht er in seinem ruhigen, immer entgegenkommenden Ton zur Angeklagten, „daß Ihr Mann Sie liebte. Alle Zeugen haben bestätigt, daß Sie eine jener seltenen Ehen geführt haben, in denen Mann und Frau alles voneinander wußten. Ihr Mann ist verschwunden, er wird in Sicherheit sein. Warum kümmert er sich nicht um Sie? Warum hat er von irgendeinem sicheren Ort aus nicht einmal eine Postkarte geschrieben: Meine Frau ist unschuldig, sie weiß von nichts, man soll sie in Ruhe lassen? Warum hat er nicht einmal das geschrieben?“

Die Plewizkaja steht schluchzend in der Anklagebank und gibt keine Antwort.

„Wissen Sie irgendeine Erklärung, Angeklagte, warum ein Mann eine Frau, die er liebt, der Gefahr aussetzt, der Sie jetzt ausgegesetzt sind? Ihr Mann muß wissen, daß Ihnen das Zuchthaus droht. Was muß das für ein Mann sein, der sich in solchem Fall nicht für seine Frau einsetzt!“ Und ein wenig leiser, aber deutlich vernehmbar, setzt er hinzu: „Oder er muß wirklich so sehr in der Gewalt der Frau gewesen sein, daß er weiß: Sie verdient das, was ihr bevorsteht.“

Die Plewizkaja gibt keine Antwort. Sie schluchzt in ihr großes Baumwolltaschentuch, während sie zuhört, wie der Dolmetscher die Worte des Präsidenten übersetzt. Sie schluchzt und schneuzt sich und steckt mit einer kurzen, entschlossenen Gebärde ihr Taschentuch in den Gürtel ihres schwarzen Kleides, nachdem sie die Worte des Dolmetschers gehört hat. Dann, nach einer kleinen Pause, setzt sie sich und deckt die Hände über ihr Gesicht.

Im Gerichtssaal ist Schweigen. Man hört, wie die Plewizkaja etwas flüstert. Es ist kurz vor halb vier Uhr nachmittags, dicht vor der Sitzungspause. Was hat die Plewizkaja gesagt?

„Ich kann nicht mehr. Man soll mir ein Glas Wein geben.“

Präsident Delegorgue hat bereits zum Zeichen, daß die Sitzung unterbrochen wird, seine braune, goldgefäumte Kappe aufgesetzt und sich erhoben.

Wo war Skoblin zwischen 12 und 2 Uhr?

„Madame Skoblin hat bei der ersten Vernehmung in ihrem Hotelzimmer und auch bei den ersten Vernehmungen nach ihrer Verhaftung ganz genaue Zeitangaben darüber gemacht, wie ihr Mann und sie den Vormittag des 22. September zugebracht haben. Meine Herren Geschworenen, Sie werden hören, wie die Angaben der Angeklagten sich zur Wirklichkeit verhalten.“ Präsident Delegorgue streift mit einem väterlichen Blick die Geschworenenbank, deren Plazreihen treppenförmig aufsteigen — zu vierten nebeneinander sitzen die ausgelosten Geschworenen, die über das Schicksal der Angeklagten entscheiden sollen.

„Angeklagte, achten Sie genau auf die Zeitangaben, die ich jetzt aufführe. Sie haben ausgesagt, daß Ihr Mann und Sie Ihr Hotel am 22. September um 12.10 Uhr verlassen haben, daß Sie dreiviertel Stunden lang im Restaurant Serdetschni gefrühstückt haben. Daß Sie von 1 Uhr mittags bis 1.50 Uhr zusammen im Modehaus „Caroline“ waren — Sie selbst im Geschäft, Ihr Mann draußen in seinem Auto. Daß Sie gemeinsam um 2.15 Uhr am Nordbahnhof ankamen, um Ihren Freunden Lebewohl zu sagen, die nach Brüssel abreisten. Diese Angaben haben Sie mehrmals in den Verhören gemacht, Angeklagte. Wie erklären Sie es, daß die Zeugen andere Zeitangaben machen?“

Die Plewizkaja sieht den Dolmetscher an und spricht zu ihm: „Ich habe niemals auf die Zeit geachtet. Ich

trage gar keine Uhr. Ich habe mich immer darauf verlassen, daß mein Mann eine Uhr hat.“

„Seltsam, daß Sie dann so genaue Zeitangaben gemacht haben. Wir werden die Zeugen hören.“

Der Kellner des Hotels Pax, in dem die Skoblins wohnten, sagt aus, daß das Ehepaar um 11 Uhr aus dem Hotel fortgegangen sei — eine Stunde und zehn Minuten früher, als die Plewizkaja angegeben hat.

Der Kellner der kleinen russischen Konditorei Serdetschni tritt auf: „General Skoblin und Frau Skoblin kamen kurz vor halb zwölf in das Lokal und gingen schon vor 12 Uhr wieder fort. Sie ließen sich nur ganz eilig zwei Brötchen mit Kaviar geben. Das fiel mir auf, weil sie sonst bei uns richtig frühstückten.“

Präsident Delegorgue wendet sich an die Plewizkaja: „Warum hatten Sie es denn so eilig?“

„Wir haben dort selten gefrühstückt. Mein Gott, warum wir uns beeilten? Wir mußten frühstücken, und dann wollten wir Kleider aussuchen, und dann wollten wir zum Nordbahnhof fahren.“

„Sonderbare Zeiteinteilung“, ruft Maître Ribet in den Saal, „zwanzig Minuten für das gemeinsame Frühstück, und dann einunddreiviertel Stunden Zeit für die Kleiderchau, bei der der Mann draußen wartet!“

Aber Präsident Delegorgue liebt solche Unterbrechungen nicht. Er macht eine abwehrende Handbewegung und stellt gegen die Geschworenenbank hin ganz sachlich und ruhig fest: „Es hat sich ergeben, daß die Uhr in dem Restaurant 25 bis 30 Minuten voring. Der Kellner richtet sich bei seinen Zeitangaben nach den Gewohnheiten des Lokals — wann die Gäste normalerweise zum Essen kamen und gingen. Aber selbst, wenn die Uhr eine halbe Stunde voring und die Skoblins vor 12 das Lokal verließen, konnte die Zeigerstellung der Restaurant-Uhr nicht so fein, daß man Dreiviertel eins aus Versehen ablesen konnte. Was meinen Sie dazu, Angeklagte?“

„Wenn die Zeugen so aussagen, wird es ja wohl stimmen. Ich habe mich nicht so genau um die Zeit gekümmert.“

„Warum haben Sie dann so genaue Zeitangaben gemacht?“

Die Plewizkaja hebt ihre behandschuhten Hände: „Mein Gott, ich habe auf die Uhr gesehen, und es schien mir, als ob es kurz vor eins wäre. Es kann schon sein, daß ich mich irrte. Ich habe eben schlechte Augen.“

„Ach so, Sie haben schlechte Augen! Deshalb haben Sie die Zeit so genau angegeben! Nach Ihrer Aussage sind Sie dann von ein Uhr bis dreiviertel zwei in dem Modehaus „Caroline“ gewesen. Auf halb eins lautete die Verabredung, zu der Ihr Mann den General Miller gelockt hatte. Passen Sie genau auf, Angeklagte. Dieser Zeitabschnitt des 22. September ist für Ihr künftiges Schicksal wichtig.“

Der Besitzer des Modehauses „Caroline“ steht an der Zeigenschränke. Die Plewizkaja mustert ihn scharf. Das ist der Mann, bei dem sie arbeiten ließ, für den sie jahrelang eine gute Kundin war, dem sie ihre Kleider „zum

5063-230a

Sulforizin-Oleat
 - dieser besondere Zusatz
 in Solidox -
 bekämpft den Zahnstein!



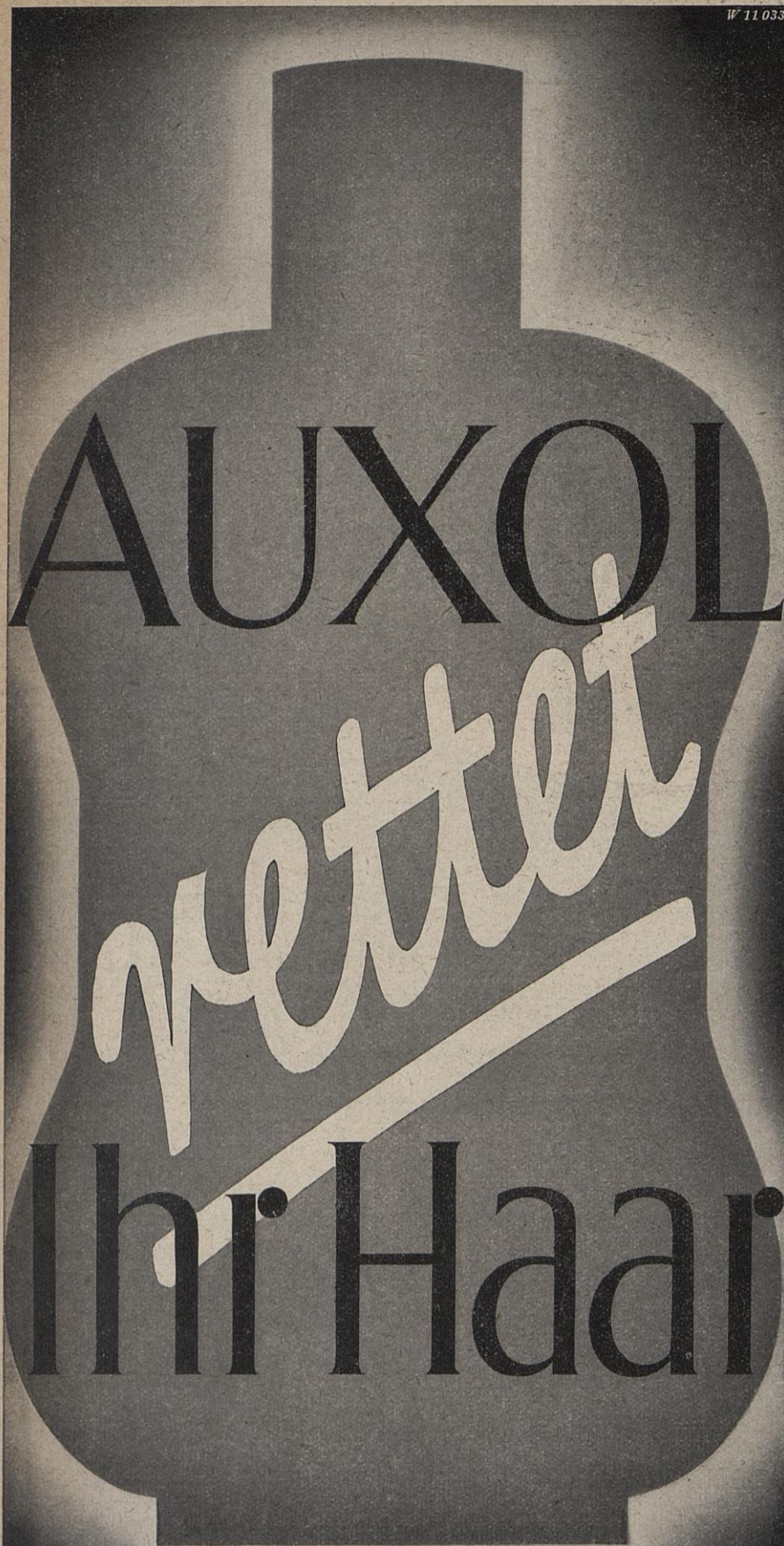
Zähneputzen mit Solidox bekämpft den Zahnstein. Diese Tatsache, durch wissenschaftliche Untersuchungen und klinische Erprobungen vielfach bestätigt, sollten Sie sich zunutze machen!

Richtige Zahnpflege ist so unendlich wichtig. Verwenden Sie daher regelmäßig Solidox Zahnpasta! Dadurch verhindern Sie die Bildung von Zahnstein. Ihre kostbaren Zähne bleiben fest, weiß und gesund!

SOLIDOX
 DIE QUALITÄTS-ZAHNPASTA FÜR ALLE

gegen
Zahnstein

Tube 40 Pf. Große Tube 60 Pf.



★ **Haarausfall kann verhindert — schwacher, sich lichter Haarwuchs kann wieder zu neuem Leben erweckt werden. Auxol ist ein nach besonderem Verfahren (auf Basis herabgesetzter Oberflächenspannung) hergestelltes neuartiges Haartonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. Es bringt vorzeitigen Haarausfall zum Stillstand und regt in Rückbildung begriffene, aber noch lebensfähige Haarwurzeln zu neuer, kräftiger Entwicklung an. Mit Auxol behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach und hat Glanz und Fülle. In jedem Fachgeschäft erhältlich. RM. 1.90 u. 3.—**

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Künstlerpreis“, wie der Schneider sagt, abnahm — an jenem Tag drei Kleider für 2500 Franken.

„Frau Skoblin kam kurz vor 12 Uhr in unser Geschäft“, sagt er aus. „Ich weiß das deshalb so genau, weil unsere einzige russisch sprechende Verkäuferin gerade zu Tisch gegangen war. Wir sahen Frau Skoblin auseinander, daß sie warten müsse. Sie sagte, daß ihr Mann im Auto draußen sei. Ich schlug ihr vor, daß sie ihren Mann hereinbitten sollte, weil es lange dauern würde. Das wollte sie nicht. Sie sah sich dann Kleider an.“

„Wie lange blieb sie bei Ihnen?“

„Es war uns etwas peinlich — Madame Skoblin blieb da, obgleich wir sie nicht richtig bedienen konnten. Es wurde dreiviertel zwei Uhr, ehe sie fortging. Wir erinnerten sie mehrmals daran, daß ihr Mann ungeduldig werden würde. Wir sagten ihr, daß wir ja über die Straße schicken könnten. Wir kannten sein Auto und wollten ihn rufen lassen. Madame Skoblin lehnte das mehrmals ab.“

Die Plewikaja bleibt bei diesen Angaben stumm. Sie äußert sich nicht, obgleich sie weiß, daß sich gerade zu jener Zeit, da sie im Modenhaus „Caroline“ war, das Schicksal des Generals Miller entschied. Wo hat General Skoblin während dieser Zeit gesteckt? Zwei Unrichtigkeiten in dem Alibi hat man der Plewikaja schon nachgewiesen: Daß das Ehepaar nicht um ein Uhr, sondern vor zwölf Uhr aus der russischen Konditorei aufgebrochen ist, und daß sie, die Plewikaja, nicht dreiviertel Stunden, sondern ein und dreiviertel Stunden in dem Modenhaus zubrachte.

Wo war Skoblin selbst zwischen 12 und 1 Uhr? Und wo brachte er die Zeit bis 1/2 zu?

„Die Angeklagte hat ausgesagt“, so stellt der Präsident fest, „daß sie etwa zehn Minuten vor 2 Uhr das Modenhaus verließ, weil sie mit ihrem Mann im Auto zum Nordbahnhof fahren wollte. Sie habe ihren Mann nicht gleich gefunden und sei in Richtung des Hotels Pax gegangen. Nach ein paar Schritten habe ihr Mann sie aber im Auto eingeholt, und sie seien zusammen zum Nordbahnhof gefahren.“

An die Zeugenschranke tritt der Polizeikommissar Roche, der als erster das Alibi der Plewikaja nachzuprüfen hatte. „Die Aussage der Plewikaja ist unrichtig“, so stellt er fest. „In Wirklichkeit erschien Skoblin im Modenhaus „Caroline“ — allgemeine Bewegung geht durch den Saal bei dieser Feststellung. „Es war ungefähr fünf Minuten nach dem Weggang der Plewikaja. Er verließ das Modenhaus sofort wieder, als er hörte, daß seine Frau nicht mehr dort sei. Und nun kommt das Ueberraschende, das sich erst aus dem genauen Vergleich der Zeugenaussagen feststellen ließ: Auch am Nordbahnhof, wo die Skoblins sich von Freunden, die nach Brüssel fahren, verabschiedeten, kamen die Eheleute getrennt an, mit einem Zeitunterschied von etwa fünf Minuten.“

Kommissar Roche macht eine kurze Pause, bis sich die Bewegung im Saal gelegt hat. Dann fährt er fort: „Zuerst kam Madame Skoblin auf dem Bahnsteig an. Sie erklärte, daß ihr Mann noch mit seinem Auto beschäftigt sei, weil eine Motorstörung eingetreten sei. Herr Skoblin war also wieder einmal draußen — genau wie am Modenhaus „Caroline“. Er erschien dann etwas später. Wahrscheinlich sind die Eheleute getrennt zum Bahnhof gefahren, die Plewikaja vielleicht mit einem Mietauto, weil sie ihren Mann nicht fand, Skoblin selbst in seinem eigenen Auto, nachdem er nicht ganz zur verabredeten Zeit am Modenhaus „Caroline“ hatte erscheinen können.“

Präsident Delegorgue stellt fest, daß ein Motorsachverständiger das Auto der Skoblins, das in der Garage zurückgeblieben war, am Tage danach untersucht hat, ohne daß irgendwelche Störungen am Motor festgestellt werden konnten.

„In der Zeit zwischen 12 Uhr und kurz vor 2 Uhr“, so fährt der Präsident fort, „hat also niemand Skoblin gesehen — von dem Ausbruch aus der Konditorei bis zu seinem Auftauchen in dem Modenhaus. Auf halb ein Uhr aber lautete seine Verabredung mit General Miller — fast anderthalb Stunden blieben ihm zwischen dem Zusammentreffen mit Miller und seiner Ankunft in dem Modenhaus.“

Er wendet sich zur Anklagebank. „Haben Sie noch irgendwelche Bemerkungen zu diesen Zeugenaussagen zu machen?“

Die Plewikaja steht auf, überlegt einen Augenblick, dann schüttelt sie den Kopf und setzt sich wieder.

Zwei Welten unter der Justitia

In dem hohen steinernen Gang vor dem Eingang zum Sitzungszimmer sammeln sich, wenn die Verhandlung beendet ist, die wachhabenden Polizisten: Blaue Hosen, schwarze Uniformjacken, schwarze Käppis mit goldenem oder rotem Streifen, kurze Umhänge bis zur Höhe der Ellbogen — so sehen sie aus. In Dreierreihen, ein Sergeant zur Seite, marschieren sie geschlossen ab. Es ist ein seltsames Bild, diese marschierende Truppe im Innern eines Gebäudes.

Etwas seltsam kommt dem Fremden manchmal auch der ganze äußere Rahmen dieses Prozesses vor. Er glaubt zuweilen eher eine flott gespielte Revue zu sehen als eine Abrechnung der rächenden Gerechtigkeit.

Da ist der Gerichtssaal. In roten Roben treten der Vorsitzende und die beiden Beisitzer und der Generalstaatsanwalt auf — weite rote Roben mit schwarzem Kragen- und Ärmelbesatz, die bei heftiger Bewegung aufschlagen und das tabellos weiße Frackhemd erkennen lassen, das darunter verborgen ist. Die anmutig üppige Justitia auf dem Deckengemälde, die in zierlichen rosigen Händen Schwert und Waage hält, und die pausbäckigen Amoretten dieses Deckengemäldes verstärken den Eindruck, daß man eher zu einem heiteren Zeitvertreib zusammengekommen ist.

Dann das Bild der Zuschauerbänke gleich hinter der Zeugenschranke. Hier ist das Revier der Anwälte und Anwältinnen, die das juristische Schauspiel genießen wollen. Scharenweise sind vor allem die Anwältinnen vertreten.

Blonde, schwarze und braune Frisuren über den schwarzen Anwaltsroben. Seidene Blüschchen unter der Robe, gepflegte Gesichter, rot lackierte Fingernägel, so sitzen sie auf den Bänken und — flirten ab und zu ein wenig mit den männlichen Kollegen, die neben, vor oder hinter ihnen an dem Schauspiel teilnehmen. Wie in einer Opernloge geht es hin und her — ein geflüstertes Scherzwort, ein amüsiertes Augenaufschlag. Ist dort eine Verabredung zum Apéritif zustande gekommen? Hat sich dort von einer Sitzung zur nächsten eine angebahnte Freundschaft wieder gelöst? Die kleine Blonde mit den seelenvollen blauen Augen erscheint plötzlich

nicht mehr in Begleitung des großen, brünetten Anwalts, der die ganzen Tage über unzertrennlich von ihr schien. Und hinter ihr tuscheln zwei andere so aufgeregt miteinander, als ob sie sich einen Skandal zu berichten hätten.

Es ist nicht nur das äußere Bild — auch die gute Laune des Präsidenten, der Richter, der Anwälte, die gute Laune dieses Zuschauerparketts von Juristen scheint manchmal zu sagen: Es ist ja alles gar nicht zu schlimm, wir müssen nur unsere Rolle spielen.

Das beginnt gleich am ersten Tag bei dem Zeugenaufwurf. Als zum ersten Male bei einem der aufgerufenen Namen die Antwort: „Ausgewiesen!“ kommt, achtet kaum jemand darauf. Aber dann geht es Schlag auf Schlag so weiter: „Ausgewiesen!“ und wieder: „Ausgewiesen!“ Bei dem fünften ausgewiesenen Zeugen fängt man zu lachen an, und als zum Schluß gar nicht mehr die amtliche Feststellung abgewartet wird, sondern die Russen, die ganz hinten im Saal stehen, schon wie ein Echo dem Namensaufruf mit dem Zuruf: „Ausgewiesen!“ begegnen, braust das Gelächter bis zum Richtertisch empor.

Gelächter, obgleich es doch um eine tiefernste Sache geht: Um das große Aufräumen, das die französische Fremdenpolizei unter einem Teil der russischen Emigranten seit einiger Zeit veranstaltet.

Beim Zeugenaufwurf dann wieder eine heitere Szene. „Der Zeuge Trozki“, ruft der Protokollführer.

Ein pausbäckiger, rotwangiger kleiner Mann tritt hervor: „Hier!“

„Auf den Zeitungsbildern sieht Trozki aber immer ganz anders aus“, meint Präsident Delegorgue.

„Das ist auch nicht der Volkskommissar Trozki, sondern der Schofför Trozki.“

Präsident Delegorgue zieht die Augenbrauen hoch: „Ausgezeichnet! So ist es mir auch lieber.“

Der Saal lacht.

Da ist ein Russe, der auf den Dolmetscher verzichtet. Im Kreuzverhör mit den Anwälten will er sich lebenswürdig ausdrücken und stolpert über sein Französisch. „Cher maître“, redet er Ribet an, „lieber Herr Anwalt“ — immer wieder dieses „cher maître“, während der Saal schon lacht. Bis Präsident Delegorgue ihn freundlich unterbricht: „Sagen Sie nur ‚Anwalt‘, ganz



Eine Anwältin beim Plädoyer im Pariser Justizpalast. Presse-Illustrationen Hoffmann

schlicht ‚Anwalt‘. Maître Ribet weiß schon, wie es gemeint ist.“

Der Saal lacht.

Die Einnahmen der Skoblins werden besprochen, jene märchenhaften Einnahmen, die der jüdische Kunstfreund Citington verschafft haben soll.

„Herr Citington hat viele Menschen unterstützt“, sagt

ein Zeuge. „Ich kann Ihnen die Liste mit Namen und Adressen vorlesen.“

„Um Gottes willen, nein“, ruft der Präsident dazwischen. „Sonst läßt die Verteidigung noch alle unterstützten Künstler von Paris als Zeugen aufmarschieren.“

An die Zeugenschranke tritt elegant und ein wenig kokett eine Pariser Geschäftsfrau. Sie erzählt eine lange Geschichte von zwei russischen Freunden. „Beide haben etwas von der Entführung Millers gewußt, und beide sind auf geheimnisvolle Weise gestorben.“

„Und was wußten die beiden von der Entführung?“

„Oh, Herr Präsident, die Russen sind zwar Kavaliere, aber sie sind immer sehr verschwiegen. Was sie wußten, haben sie mir nicht gesagt.“

Die elegante Zeugin hat einen Heiterkeitserfolg.

Da geraten zwei Zeugen in Streit miteinander. „Aber ich bitte Sie“, sagt der eine, „Sie haben doch oft bei mir gegessen!“

„Lassen Sie ihn“, sagt Präsident Delegorgue, „er hat eben keinen dankbaren Magen.“

So geht es während dieser ganzen Tage der Verhandlung, während man über Entführungen, über Morde, über Verschönerungen berät.

Bis zur Angeklagtenbank dehnt sich diese Heiterkeit manchmal aus. Dort sitzt die Plewizkaja einsam in dem Anklageraum, der für ein Dutzend Verbrecher Platz hätte, hinter sich zwei schmutzige junge Polizisten, abrett in Uniform und Haltung. Sie lächelt ihnen zu, wenn sie in den Saal gebracht wird, sie lächelt ihnen zu, wenn man sie aus dem Saal führt, sie wechselt ein paar Scherzworte mit ihnen, wenn ein Zeuge sich besonders lächerlich benommen hat. Sie spielt auf der Anklagebank die Rolle der älteren Frau, die zwei nette junge Leute begünstigt.

Selbst die Geschworenen spielen gelegentlich mit. Da erscheint an einem der Verhandlungstage im Sitzungssaal der Großfürst Wladimir. Es ist kein Platz mehr frei auf den Bänken im Zuschauerraum. Soll man den Großfürsten im Saal stehen lassen? Das wäre unhöflich. Die Geschworenen rücken ein wenig zusammen, und der Großfürst quetscht sich in eine der Geschworenenbänke. Warum nicht? Man wird ihn bei der Schuldfrage ja nicht mit abstimmen lassen.

Ganz hinten freilich im Zuschauerraum, wo eine brusthohe hölzerne Schranke einen abgeteilten Raum

Duftende, gepflegte Hände!

Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moos-Seife, nach 10 Minuten entwickelt sich ein feiner Duft an Ihren Händen. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Wäsche, dann duftet der ganze Schrank. Stück 0.90.

Fein parfümierte Eaux de Cologne

sind „Intermezzo“ und „Mimikri“ von Scherk. Ihrem Taschentuch und Ihren Händen entströmt ein feiner, anziehender Duft. Flaschen 1.10, 2.00 und größer.

Entzückende Lippen

in Form und Farbe geben die Lippenstifte von Scherk. Natura I, Luxus-Lippenstift, sechs Modifarben; 2.50 Nigella, aparte, ovale Form, 1.00 Lipsti, einfach und doch gut, 0.50

SCHERK

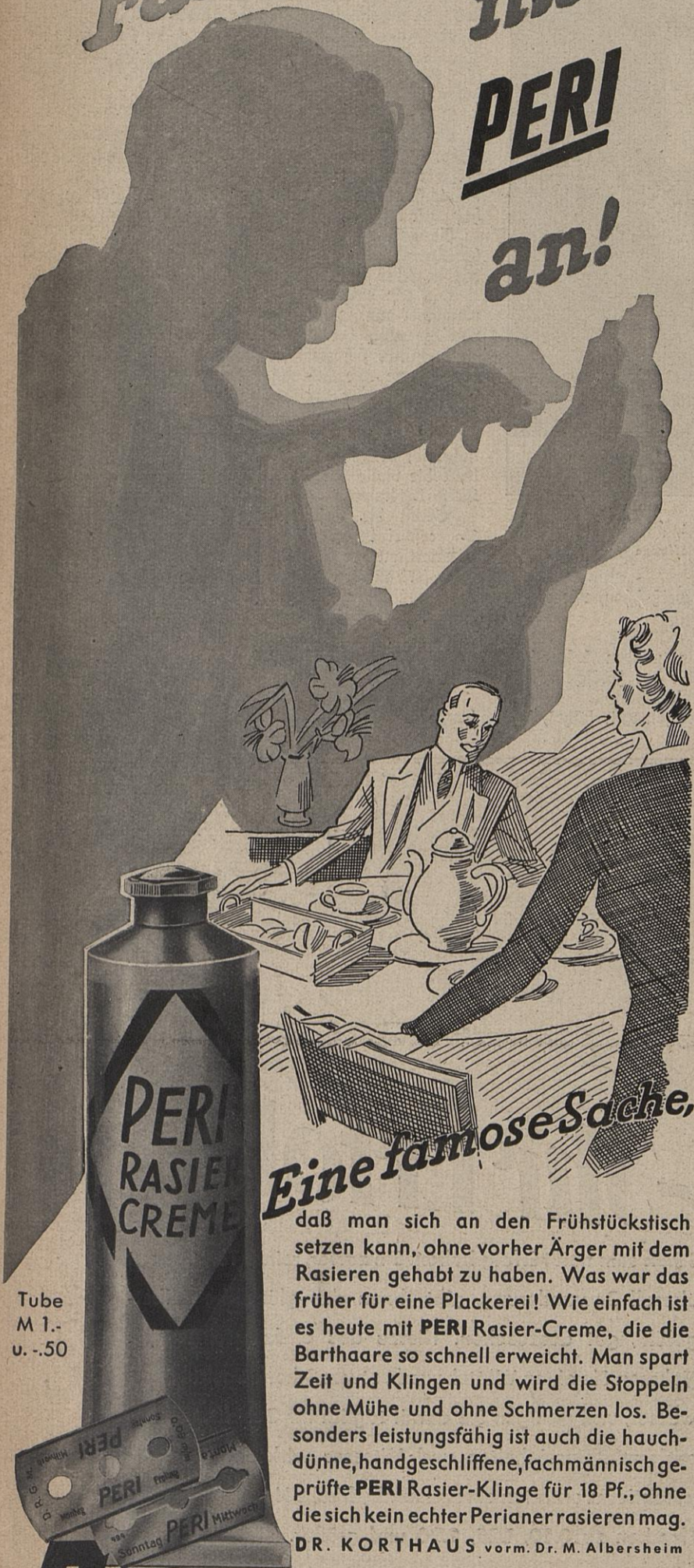
Ihr Gesicht - Ihr Erfolg

Schön sein heißt Erfolg haben. Ein zarter, reiner Teint erregt überall Bewunderung, gibt Ihnen das glückliche Selbstgefühl, gut auszusehen. Hierzu das einfachste Rezept: Nehmen Sie einen Wattebausch, etwas Scherk Gesichtswasser, und reinigen Sie damit täglich Ihr Gesicht. Sie entfernen Unreinheiten und Mitesser wirksam und porentief u. erhalten eine gesunde, frische Haut. Flaschen zu 0.80, 1.25, 2.20 und größer.

Scherk
Gesichts-
Wasser



Fang den Tag
mit
PERI
an!



Eine famose Sache,

daß man sich an den Frühstückstisch setzen kann, ohne vorher Ärger mit dem Rasieren gehabt zu haben. Was war das früher für eine Plackerei! Wie einfach ist es heute mit **PERI** Rasier-Creme, die die Barthaare so schnell erweicht. Man spart Zeit und Klingen und wird die Stoppeln ohne Mühe und ohne Schmerzen los. Besonders leistungsfähig ist auch die hauchdünne, handgeschliffene, fachmännisch geprüfte **PERI** Rasier-Klinge für 18 Pf., ohne die sich kein echter Perianer rasieren mag.

DR. KORTHAUS vorm. Dr. M. Albersheim

PERI Rasier-Creme
und Rasier-Klinge

Tube
M 1.-
u. -.50

mit Stehplätzen frei läßt, sieht das Bild anders aus. Dort fehlt die Revue Stimmung, die unter den bevorzugten Zuschauern herrscht. Hier stehen in Scharen die kleinen Leute der russischen Kolonie. Mit verbissenen, verbitterten Gesichtern folgen sie dem Gang der Verhandlung. In den Pausen gibt es erregte Debatten zwischen ihnen ohne jene Eleganz und ohne jenen Witz, die das Gespräch im Gerichtssaal beherrschen. Dort hinten in dem abgeteilten Raum für Zuschauer ohne Protektion ist jeder einzelne leidenschaftlich beteiligt an dem, was verhandelt wird. Dort stehen die Heimatlosen, die auch nach zwei Jahrzehnten in der Fremde keine neue Heimat gefunden haben. Dort gibt es keine elegante Aufmachung, dort werden keine Rollen gespielt, sondern man fühlt sich verwachsen mit den Schicksalen, die am Richtertisch und an der Zeugenschränke aufgerollt werden.

Zwei Welten, die nicht zusammenfinden können — jene Welt der Revue Stimmung und jene Welt der Heimatlosen, die darauf warten, daß man sie schützt und rächt.

Das heiter anmutige Bild der Richter in ihren roten Roben, der gepflegten Frauen, die auch in Anwaltstracht Frauen bleiben, das scherzhafte Spiel von Rede und Gegenrede — das alles ist ja nur ein äußerer Rahmen. Vom Präsidenten bis zur jüngsten Anwältin wissen alle, daß es der letzte Akt einer Tragödie ist, in dem sie mitwirken.

Aber man versteht es eben, auch der Tragödie ein lächelndes Gesicht zu zeigen.

Wie lange fährt man von Paris nach Le Havre?

Wer sind die Urheber der Tragödie, die sich am 22. September 1937 zwischen halb eins und zwei Uhr mittags in einer Straße von Paris abspielte?

Präsident Delegorgue wendet sich zur Geschworenenbank.

„Daß jene angeblichen Deutschen, die Skoblin mit General Miller bekannt machen wollte, nicht existierten, daß es nur Gestalten der Phantasie Skoblins waren, ließ sich schon in den ersten Stunden der Untersuchung feststellen. Trotzdem gab es Stimmen, die den Verdacht auf Deutschland lenken wollten. Andere beschuldigten weißrussische Offiziere, die persönliche Meinungsverschiedenheiten mit General Miller hatten, ihn einfach aus dem Weg geräumt zu haben. Aber nur eine einzige Spur brachte die Untersuchung über reine Vermutungen und Verdächtigungen hinaus und führte zu Tatsachen.“

Präsident Delegorgue macht eine kleine Kunstpause, um die Wirkung seiner Worte zu steigern.

„Der sowjetrussische Frachtdampfer ‚Maria Uljanowna‘, der von Leningrad nach London verkehrt, hatte früher auf seinen Fahrten niemals Le Havre berührt. Zum ersten Male erschien er am 19. September 1937 in diesem Hafen, der gar nicht auf seiner Strecke liegt, und fuhr von hier am Abend des 22. September, dem Tag der Entführung Millers, weiter. Der Dampfer hatte einen Teil seiner Ladung gelöscht und lag am Kai.“

„Gegen Abend des 22. September erscheint ein Lastauto, das der Pariser Sowjetbotschaft gehört, am Kai und hält bei dem Dampfer.“

Präsident Delegorgues Stimme wird lebhafter. Seine dramatische Schilderung zieht den ganzen Saal in ihren Bann.

„Ein Mann springt aus dem Auto. Er steigt an Bord, er kommt sogleich mit drei Matrosen zurück. Aus dem Lastauto wird eine Kiste herausgeschleppt, die sichtlich sehr schwer ist. Man zieht nicht die Dockarbeiter hinzu, wie das üblich ist, die Matrosen schaffen sie selbst an Bord. Und nun achten Sie wohl auf, meine Herren Geschworenen: Raum ist die Kiste an Bord, so werden auf dem Dampfer Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Die Route des Dampfers führt durch den Kieler Kanal. Aber der Dampfer, der zum ersten Male in Le Havre angelegt hat, vermeidet auch zum ersten Male den Kieler Kanal und macht den weiten Umweg um die Spitze von Jütland, wohl aus dem Grunde, daß nicht etwa die deutsche Polizei eine Durchsicherung vornimmt. Die ‚Maria Uljanowna‘ hat vor der Abfahrt noch nicht ihre ganze Ladung gelöscht, sie hat noch nicht die Ladung aufgenommen, die für sie bestimmt ist, vor allem ein Flugzeug mit dem sowjetrussischen Flieger, das den Nordpol überflogen hat, und das jetzt zurücktransportiert werden soll.“

Was ist vorgegangen? Am Morgen des 22. September erhält der Kapitän ein Radiotelegramm aus Leningrad. Er erklärt, daß er den Aufenthalt abbrechen müsse. Als man das dem französischen Reedereivertreter mitteilt, glaubt dieser, daß ein Irrtum vorliege, und telefoniert mit Leningrad. Dort wird ihm von der Reederei geantwortet: „Alles in Ordnung. Lassen Sie den Kapitän abreisen.“ Und als erstaunt nach dem ‚Warum?‘ gefragt wird, kommt aus Leningrad nur die Antwort: „Der Dampfer wird hier dringend gebraucht.“

Wieder eine wirkungsvolle Pause.

„Und nun, meine Herren Geschworenen: Der gleiche Lastwagen ist wiederholt zweihundert Meter von dem Platz entfernt gesehen worden, an dem Skoblin jenes Zusammentreffen mit Miller vereinbart hatte. Dort hielt der Lastwagen vor einem Gebäude, dessen Mieter Herr Potemkin, Sowjetbotschafter in Paris, war.“

Jetzt kann Maître Ribet sich nicht mehr beherrschen: „Gebäude und Mieter, meine Herren Geschworenen, sind der Polizei bis zum 29. September unbekannt gewesen, bis die Vertreter der Nebenklägerin diese Tatsachen festgestellt und mitgeteilt hatten.“

Lebhafte Bewegung geht durch den Saal und einige der Geschworenen machen sich Notizen.

An die Zeugenschränke tritt ein großer, schlanker, hellblonder Mann — der typische Nordfranzose, der noch etwas vom Normannen an sich hat. Es ist Herr Colin, der als Reedereiagent zuweilen auch Aufträge sowjetrussischer Reedereien bekommt. Er hatte den Auftrag, für die ordnungsmäßige Abfertigung der ‚Maria Uljanowna‘ zu sorgen. Und er hatte mit Leningrad telefoniert, als jene überraschende Radiodepesche das Schiff nach Sowjetrußland zurückrief.

„Ich ging sofort zum Dampfer“, erzählt Herr Colin, „um mit dem Kapitän zu reden. ‚Es hilft nichts‘, erklärte der Kapitän, ‚ich habe Befehl, mich zur Abfahrt auf Abruf bereit zu halten.‘ Ich hielt ihm entgegen: ‚Sie haben doch noch 600 Ballen Persianerfelle an Bord, die in den nächsten fünf Tagen gelöscht werden sollen.‘ Aber der Kapitän zuckte nur mit den Achseln: ‚Das ist bedauerlich, aber man wird sie eben später noch einmal nach Frankreich transportieren.‘“

Einer der Geschworenen meldet sich zum Wort: „Sagte der Kapitän in allem Ernst, daß er diese 600 Ballen erst nach Leningrad mitnehme, damit sie später wieder von Leningrad nach Le Havre geschafft würden?“

(3. Fortsetzung folgt.)

Die Tür des Hinwideren

Erzählung
von
**FRED
ANDREAS**

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Gegen drei Uhr nachmittags erschien Signora Gobbo und richtete mir aus, Marcella warte unten in der Halle, um mit mir in die Stadt zu fahren.

„Bestellen Sie der Signorina, ich käme sofort“, sagte ich und griff nach meinem Mantel. Ich hatte nicht erwartet, daß Marcella, die aus gutem Grunde böse auf mich war, sich wirklich in der Laune fühlte, mich in der Stadt herumzuführen. Aber sie würde es wohl nur widerwillig tun, unter der Autorität von Onkel A.

Sie zeigte jedoch, als ich sie unten begrüßte, keine Spur von schlechter Laune. Obwohl wir allein waren, kam sie mit keinem Wort auf mein Vergehen zurück, tat, als ob überhaupt nichts gewesen sei, und fragte in der natürlichsten Art, ob es mir recht sei, eine Gondel zu nehmen. Der Anlegeplatz sei ganz in der Nähe.

Wir gingen durch die Hintertür aus dem Haus, die Gasse entlang, über ein paar kleine Brücken und standen

schließlich an einem dreieckigen Platz, dessen längste Seite ein schmaler Kai war. Es regnete nicht mehr, die Sonne schien, es war ein ausgesprochen schöner Herbsttag.

Marcella legte die Hände rund um den Mund und rief mit ihrer klingenden Stimme: „Gondola!... Gondola!“

Von irgendwo aus der Ferne antwortete ihr ein melancholischer Ruf, dann kam ein alter Gondoliere um die Ecke, noch kauend und sich die Hände an der schwarzen Hose wischend.

„Wir möchten eine Rundfahrt durch die Stadt machen“, sagte ich. „Fahren Sie uns überall hin, wo es schön und interessant ist.“

„Vielleicht zuerst in die Nähe der Piazza“, schlug Marcella so entschieden vor, daß der Gondoliere es für einen Befehl halten mußte. „Da bei dem großen Hotel.“

„Jawohl, Signorina.“

Er half ihr beim Einsteigen, und ich folgte. Wir

setzten uns auf die mit einem schwarzen Lederkissen belegte Querbank, die von einem zermürbten Baldachin überdeckt war. Wir mußten wie ein Hochzeitspärchen ausgesehen haben.

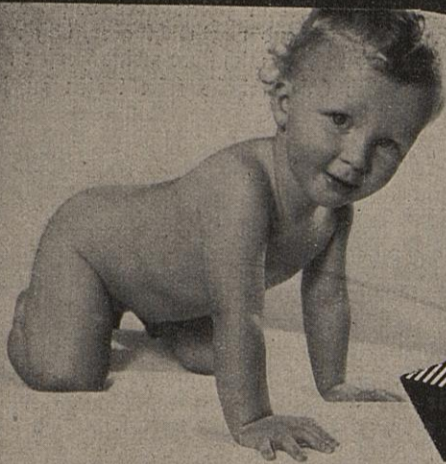
Der Gondoliere tauchte sein Ruder ein und schaukelte das Fahrzeug den schmalen Kanal hinunter. Wieder fiel mir auf, mit welcher unheimlichen Lautlosigkeit sich diese Gondeln fortbewegten. Dies und die ungreifliche Ruderkunst der Gondolieri haben in mir immer eine Art von magischem Schauer erweckt, wenn ich das Wort „Gondola“ nur hörte oder las. Ich habe dann später die grauigste Gondel kennengelernt, die es gibt. Aber das gehört noch nicht hierher.

Als wir eine Minute schweigend durch den Rio geglitten waren, schaute ich Marcella fest in die Augen und fragte: „Sind Sie mir noch böse, Signorina?“

„Nein“, entgegnete sie ruhig.

„Sie glauben mir jetzt, daß ich nicht mit Absicht...“

„Ja, ich glaube es Ihnen“, fiel sie mir hastig ins Wort. „Sie haben sich einfach versprochen. Und es war



Auf eigenen Füßen...

Wie das Kind, so der Mann. Die Kraft, die ein Kind erhält und in sich aufnimmt, ist für seine ganze Zukunft entscheidend. Auf diese Kraft kann es ein festes, starkes Leben aufbauen. Fördern Sie das Heranwachsen eines starken Körpers durch Biomalz. Es bringt für klein und groß echte, gesunde Kraft.

Biomalz

die naturwirksame Aufbaumahrung

Dose RM 1.50 • Mütter sollen auch noch an sich selbst denken. Werdende und stillende Mütter nehmen Biomalz mit Kalk extra für den erhöhten Kalkbedarf und zur Milchbildung (Dose RM 2.—). Apotheken und Drogerien haben es vorrätig. Druckschriften durch die Biomalz-Fabrik, Teltow 111.

AEG RAUMLICHT



Standleuchte RM 39.50
Tischleuchte RM 29.50

Der Platz ganz hell und Licht im Raum



Kennen Sie schon alle AEG-Hausgeräte?

Druckschriften bei Ihrem Fachhändler oder AEG Berlin NW 40

einmal Blendax immer Blendax • einmal Blendax immer Blendax

25 u.
45 ⸝

Millionen entschieden sich für Blendax!

Sie bleiben dabei, weil die Qualität überzeugt, obwohl Blendax besonders preiswert ist. Blendax macht die Zähne blendend weiß, verleiht dem Atem herrliche Frische und verhindert Zahnsteinbildung • Und Blendax kostet nur 25 Pfg., große Tube 45 Pfg.

**Blendax benutzen
ist mehr als Zähne
putzen!**

Blendax

Blendax-Fabrik Dr. Hittel G. m. b. H., Mainz/Rh.

39/155

häßlich von mir, was ich Ihnen da bei Tisch gesagt habe... es tut mir leid, ich bitte Sie um Entschuldigung, Signor Mederow."

"Um Gottes willen", beschwichtigte ich sie. "Ich habe nichts zu entschuldigen. Der Schein sprach so sehr gegen mich, daß Ihre Empörung selbstverständlich war. Wenn jemand Schuld hat, bin ich es... ich bitte Sie um Verzeihung."

Sie wehrte freundlich ab, schwieg dann und schien nachzudenken. Ich beobachtete ihr Gesicht, lange Zeit, bis die Gondel in den Canal Grande einbog. Es war ganz deutlich für mich, daß Marcella mit irgendeinem Vorsatz rang und nach geeigneten Worten suchte. Ich war gespannt, was nun kommen würde.

"Signor Mederow", begann sie plötzlich, "kennen Sie mich eigentlich? Wissen Sie etwas von mir?"

"Sehr wenig", entgegnete ich. "Ich weiß, daß Sie erst seit kurzem in Venedig sind, daß Sie aus einer Klosterschule kamen und sich sehr schnell, wenn auch sehr heimlich, mit Attilio verlobten. Mehr weiß ich nicht."

Sie sah starr geradeaus und sprach etwas krampfhaft und mechanisch, in einem fremden Vortragston, weiter: "Ich bekomme in ein paar Monaten sehr viel Geld, habe aber im Augenblick noch nichts — jedenfalls nicht so viel, wie ich brauche. Nun hat mich eine Freundin, die auch den Hospitalkursus mitmacht, gebeten, ihr tausend Lire zu leihen. Sie braucht es für ihre Schwester, die nächste Woche heiratet. Ich möchte meiner Freundin gern helfen. Würden Sie, Signor Mederow, mir diese tausend Lire gegen einen Wechsel leihen?"

Ich mußte mich erst einen Augenblick von meinem Erstaunen erholen. "Woher wissen Sie denn etwas von Wechseln?" fragte ich. "Haben Sie das im Kloster gelernt?"

"Nein", sagte sie. "Von Onkel A. Er hat immer mit Wechseln zu tun und kann sie manchmal nicht bezahlen. Aber ich habe Geld, wenn der Wechsel fällig wird. Ich bin sicher dafür."

"Ich zweifle nicht daran, Signorina. Ja, ich will Ihnen gern das Geld geben." Zufällig trug ich einen Barscheck über dreitausend Lire bei mir, den ich von der Mailänder Industriefirma bekommen und noch nicht zur Bank gegeben hatte.

Marcella dankte mir für meine Bereitwilligkeit und schien ganz erlöst. Ich erklärte ihr die Sache mit dem Scheck, äußerte aber Zweifel daran, ob die Bank ihn gleich bei Vorlage einlösen würde. Es konnte sein, daß erst in Mailand angefragt wurde, ob Deckung vorhanden sei. "Selbst wenn es telegrafisch gemacht wird, kann es bis morgen vormittag dauern."

"Das tut nichts", sagte sie. "Morgen vormittag ist Zeit genug."

Da die Banken bis vier Uhr geöffnet hatten, beschloßen wir, es gleich zu versuchen. Marcella wußte eine Bank in der Nähe der Piazza; sie bat mich aber, diesmal die Sache wirklich vor Onkel A geheimzuhalten und mich nicht wieder zu versprechen. Lachend schwor ich es ihr und erreichte damit, daß ihre gute Laune wiederkehrte.

Natürlich glaubte ich keinen Augenblick an die Geschichte mit der Freundin, deren Schwester heiraten sollte. Aber Marcella ließ mir gar keine Zeit, über den wirklichen Grund ihrer Geldnot nachzudenken. Sie begann mir schnell und mit großem Eifer die einzelnen Paläste am Canal Grande zu zeigen und zu erklären, sie wußte von vielen historische Einzelheiten und war nicht unbewandert in architektonischen Dingen. Ich hatte alle Mühe, ihrem eifrigen Plaudern zu folgen.

Inzwischen hatte sie auch dem Gondoliere die Adresse der Bank genannt, und der Mann fuhr uns bis fast ans Portal.

Wir gingen zusammen hinein. Wider Erwarten zahlte der Kassierer den Scheck ohne weiteres aus; die Mailänder Firma schien über den Verdacht, ungedeckte Schecks auszugeben, erhaben. Entscheidend war wohl aber, daß mein voller Name auf dem Scheck angegeben war und daß ich mich über meine Person ausweisen konnte.

Ich gab Marcella noch in der Schalterhalle zehn Noten zu je hundert Lire, übrigens ganz neue, noch nicht im Umlauf gewesene, und erwartete nun, daß wir unsere Spazierfahrt fortsetzen würden. Aber sie blieb zögernd an der Tür stehen und überlegte. "Meine Freundin wohnt ganz nahe", sagte sie, "ich möchte ihr am liebsten das Geld gleich hinbringen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie in ein Café gingen und eine Viertelstunde auf mich warteten?"

"Natürlich nicht", sagte ich.

Ich bezahlte den Gondoliere, der ziemlich enttäuscht war, und ließ mich von Marcella zum Markusplatz führen. Vor einem der Cafés verabschiedete sie sich und versprach, spätestens in einer Viertelstunde zurück zu sein.

Der Platz, mit soviel Buntheit und Leben, gefiel mir, und ich verbrachte einige Zeit damit, meine Augen umherwandern zu lassen. Vor dem Markusdom und dem Campanile vergingen mir die Alltagsgedanken so sehr, daß ich erst, als meine Wartezeit fast abgelaufen war, zu Betrachtungen über Marcella, das Geld und die "Freundin" kam.

Es lag natürlich nahe, daß es sich um Attilio handelte. Vielleicht war Marcella jetzt schon bei ihm und erzählte ihm ein Märchen, wie sie zu dem Gelde gekommen war, das ihm für die nächste Zeit aus seinen Schwierigkeiten helfen sollte.

Aber so ganz fest war ich nicht davon überzeugt. Marcella mußte sich ja sagen, daß Attilio mißtrauisch sein und Beweise verlangen würde. Was immer man von ihm denken mochte — er war nicht der Mann, sich Märchen erzählen zu lassen.

Eine andere Möglichkeit stieg plötzlich vor mir auf. Wie, wenn die beiden fliehen wollten? Schön stand ich dann da! Mit meinem Geld gingen sie über alle Berge und lebten als Liebesleute. Der Gedanke ließ mich vor Wut zittern. Ich wollte nicht, daß Attilio das Mädchen bekam...

Aber bei längerem Nachdenken schien mir die Flucht doch noch unwahrscheinlicher als alles andere.

Ziemlich spät — es war mehr als eine halbe Stunde vergangen — kam Marcella zurück. Sie wirkte ernst und bedrückt und hatte gar keine Lust, sich zu mir zu setzen und einen Kaffee zu trinken. Am liebsten wollte sie gleich weiter.

"Haben Sie Ihre Freundin zu Hause getroffen?" fragte ich.

"Ja, danke."

Sie schaute auf ihre Armbanduhr. "Wollen wir jetzt wieder eine Gondel nehmen?"

Wir gingen zum nahen Anlegeplatz und glitten bald wieder durch stille Kanäle. Marcella saß stumm neben mir, mit einem ernstem, beinahe traurigen Gesicht. Auch ich schwieg. Das einzige, was wir hörten, waren die "Hajó"-Rufe des Gondoliere, wenn er um eine Ecke bog.

Auf einmal sah ich, daß in Marcellas Augen Tränen standen. "Was ist Ihnen?" fragte ich besorgt und nahm ihre Hand.

Sie schüttelte den Kopf. Dann öffnete sie ihre Handtasche, nahm etwas heraus, was wie ein bißchen zerknülltes Papier ausah, und reichte es mir hin. Es waren die zehn Hundert-Eire-Noten, vor kurzem noch neu und glatt, jetzt zerknüllt und unansehnlich. Zwei davon waren tief eingerissen.

„Attilio hat sie also nicht genommen?“ fragte ich. „Nein.“

Sie schluckte und trocknete sich die Augen. „Er hat gleich gewußt, daß das Geld von Ihnen war... er hat sogar geglaubt, daß Sie es ihm schicken. Er war so... so wütend...“

Ich zuckte die Achseln. „Lieben Sie ihn wirklich?“ fragte ich.

„Ja... ich meine... es kam so schnell damals. Ich kannte doch keinen andern, und er war so glücklich, daß er mich gefunden hatte. Aber...“

„Aber?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nichts mehr. Ich habe Angst. Vor Attilio... und vor Ihnen auch.“

„Vor mir, Signorina Marcella? Warum?“

Sie zögerte eine Weile, dann sagte sie leise: „Attilio behauptet, Sie seien so schlecht und gemein. Sie seien es schon als Junge gewesen.“

Da ich nichts entgegnete, fuhr sie ziemlich erregt fort: „Was haben Sie eigentlich mit Attilio gehabt? Warum hassen Sie sich gegenseitig so sehr?“

„Da müßte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, Signorina Marcella.“

„Erzählen Sie sie! Ich muß alles wissen, alles...“

Ich erzählte ihr in großer Ausführlichkeit die Geschichte meiner Beziehungen zu Attilio Mazzoccolin, und ich kann sagen, daß ich sachlich erzählte. Ich fand, daß ich gar nicht nötig hatte, Attilio schwarz zu malen. Er schien schwarz genug, wenn ich bei der Wahrheit blieb.

Dennoch verhehle ich mir nicht, daß ich eine tiefe Genugtuung dabei empfand, dies alles gerade Marcella sagen zu können. Es entsprach meinem Plan, die beiden auseinanderzubringen, überdies glaubte ich noch ein gutes Werk zu tun, wenn ich Marcella vor jenem Menschen bewahrte.

Mein Bericht blieb nicht ohne Wirkung auf das junge Mädchen. Als ich den Vorfall mit der „Bierzeitung“ geschildert hatte, rief sie wiederholt: „Unglaublich! Empörend!“ und sie unterbrach mich sogar, um

mir zu sagen, daß sie die Verhöhnung der Armut für etwas Schändliches halte.

„Wir werden alle nackt und bloß geboren“, sagte sie. Ein Satz, den sie wahrscheinlich im Kloster gelernt hatte.

Ich schilderte ihr nun meine weitere Entwicklung, mein Vorwärtkommen und schließlich das Wiedersehen mit Attilio in Mailand. Als ich sein herzliches Drängen, ihn in Benedig zu besuchen, erwähnte, stimmte sie lebhaft ein: „Ja, das ist seine Art. Er kann sich nicht genug tun in Höflichkeit und Bitten. Ich verstehe, daß Sie trotz der alten Schulgeschichte gekommen sind.“

„Das freut mich“, sagte ich, „denn Attilio verstand es nicht. Er hat mir rundheraus erklärt, er hätte nicht im geringsten mit meinem Kommen gerechnet und fände es erbärmlich, ehelos und un stolz.“

Sie schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, als ob sie das gar nicht fassen könne.

„Wenn ich das alles gewußt hätte“, sagte sie zitternd, „wäre ich nicht mit dem Geld zu ihm gegangen. Ich will kein Wort mehr mit ihm sprechen, bis er Sie um Verzeihung gebeten hat.“

Damit war nun eigentlich schon viel erreicht. Beinahe alles, was ich gewollt hatte. Aber ich hielt es für falsch, mir den Anschein des Triumphs zu geben.

„Bitte überstürzen Sie nichts“, sagte ich. „Ich möchte Sie nicht gegen Attilio aufheben. Ueberlegen Sie sich alles, was Sie tun oder sagen wollen, in Ruhe.“

„Sie haben recht“, gab sie zu. „Vielleicht sehe ich es morgen, wenn ich darüber geschlafen habe, nicht mehr so schlimm. Es gibt ja manches, was ihn entschuldigt... oder was wenigstens sein Benehmen erklärt.“

„Natürlich“, stimmte ich ihr bei.

„Zum Beispiel, daß er soviel Unglück gehabt hat“, fuhr sie fort. „Sein Vater hinterließ ihm fast nichts, weil er alles verspielt hatte, und Attilio war an Reichtum gewöhnt. Er war nicht dazu erzogen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich durch Arbeit Stellung und Vermögen zu schaffen. Ihm ist alles mißglückt, er hält nicht durch und leidet furchtbar darunter, daß er es zu nichts gebracht hat. Noch vorhin hat er mir gesagt, wie es ihn niederdriückt, daß er nicht weiterkommt und immer zusehen muß, wie die andern — Sie zum Beispiel — Karriere machen. Da kann man es schon beinahe verstehen, daß er vor Enttäuschung nicht mehr weiß,

was er sagt und tut... oder wenigstens kann man es milder ansehen.“

„Vielleicht“, sagte ich. Aber es klang so hart, als ob es ein Nein gewesen wäre.

Wir waren inzwischen schon weit vorwärts gekommen. Während unseres langen Gesprächs war mir nichts von der malerischen Szenerie entgangen, die auch das innere Benedig — bei Sonne — den Augen bot. Ich hatte stolze Paläste gesehen, bürgerliche Häuser, Hotels, kleine Weinkneipen, Scheunen, Geschäfte, Werkstätten und Fabriken, Kirchen, Kapellen, Plätze, Brücken und Gassen hatte mein Blick aufgenommen. Alles besaß einen fremden Reiz und war, selbst wo die Kargheit durchschimmerte, noch schön im Licht dieses Adria-Simmels, der sich hoch über den Wassertschluchten wölbte. Ich begann Benedig zu lieben.

Plötzlich stieg wieder jene böse Ahnung in mir auf, die mich schon morgens bei dem Gespräch mit Marcella befallen hatte. Es war ein genau so vages, gestaltloses Angstgefühl, nur um so unheimlicher jetzt, als es so unvermittelt, so ohne jeden greifbaren Anlaß auftrat. Ich suchte mich zu erinnern, was damals die Empfindung ausgelöst hatte, kam aber nur darauf, daß wir von Marcellas Zimmer gesprochen hatten, von dem elektrischen Ofen. Das schien mir nicht genug, um eine böse Ahnung zu rechtfertigen. Doch wie sehr ich auch grübelte, ich konnte mich auf nichts anderes befinden.

Ich sah erstaunt auf meine rechte Hand, die ich die ganze Zeit wie in einem Krampf zur Faust geballt hatte. Der Knäuel aus Banknoten lag noch darin, tausend Lire, zerknüllt und eingerissen. Und da fiel es mir jäh wieder ein. Dem Geld hatte mein Argwohn gegolten, dem Geld und allem, was ein alter Mann dafür kaufen konnte, um ein junges Mädchen zu verwöhnen.

Ich glättete die Noten und steckte sie ein.

„Ach ja, Signorina Marcella“, begann ich, „ich wollte vorhin schon fragen... es geht mich natürlich nichts an...“

„Fragen Sie ruhig, Signor Mederow“, sagte sie. „Sie erwähnten vorhin, daß Sie in ein paar Monaten viel Geld bekommen. Ist das die Erbschaft von Ihren Eltern?“

„Ja“, entgegnete sie arglos. „Ist es viel?“

Wie bekömmlich

ist doch die gehaltvolle F 58-Orient-Mischung. Dank dem patentierten F 58-Filter weniger

F 58 DIE FILTER-ZIGARETTE



25 heizbare Wohnlauben u. Kleinsthäuser

im Preise von 1200—6000 Mark Bauwelt-Sonderheft 2

Abbildungen und Grundrisse von ausgeführten Kleinsthäusern, wissenschaftliche Angaben für Baulustige und genaue Aufstellung der Kosten. 80 Abbildungen. Preis 1.—Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. BAUWELT-VERLAG, BERLIN SW 68, BAUWELTHAUS

Rheila schützt die Atemwege, Rheila löst und lindert

Nimm 2 echte Rheila bei Husten

0.50 u. M 1.— nur in Apotheken u. Drogerien

Ich möchte schöner, nicht häßlicher werden, Solang ich wandle auf dieser Erden.

Ich möcht jung bleiben, möcht froh sein und blühen...



Das Echo hallt wider: BIOCITIN

Biocitin verhilft zu besseren Nerven, froherer Laune, erquickenderem Schlaf, Appetit und besserem Aussehen.

Zu 1.70, 3.20, 7.40 Mark in Apotheken und Drogerien

DER CHOLERIKER DER MELANCHOLIKER

DER PHLEGMATIKER DER SANGUINIKER

haben Männer Temperament?

Temperament? Das ist auf den ersten Blick schwer festzustellen. Aber, wenn „er“ es eilig hat und sich morgens beim Rasieren schneidet, dann ist es da, das Temperament, in seiner ganzen

„herrlichen“ Naturgewalt. — Die oben dargestellten vier Charaktergrundtypen sind aufschlußreich für die Selbsterkenntnis und bestätigen die alte Weisheit: Kleine Ursachen — große Wirkung. Und nun versuchen Sie einmal die Eukutol-Rasiercreme oder -Stange mit blutstillender Wirkung. Das Rasieren geht noch einmal so leicht: das liegt an der neuartigen, barterweichenden Zusammensetzung. Der Kragen bleibt tadellos: das liegt an der blutstillenden Wirkung. Sie fühlen sich frisch und gepflegt: das liegt an der Hautentspannung und der besonders feinen Parfümierung. Senden Sie 12 Pfennig in Briefmarken zur Erstattung der Porto- und Verpackungsspesen an die Chemische Fabrik Promonta G. m. b. H., Werk Kosmetik, Hamburg 26, und Sie erhalten eine Probetube Eukutol-Rasiercreme, ausreichend für siebenmaliges Rasieren.

Das Überraschende: Die blutstillende Wirkung!



Crema RM 1.10. Stange RM—55



Bereit zum Fest. Was noch fehlt: Stimmung, Lachen und glänzende Augen, das perlt in jedem Glase DEINHARD-KABINETT. Unter Männern spricht man gelehrt von seinem Bouquet, zu einer schönen Frau spricht man beim dritten Glas vielleicht — ein wenig leiser....



Deinhard
LADENPREIS **Kabinett**
RM 4,50

25 KLEINHÄUSER

von 5000—12000 Mark
Bauwelt - Sonderheft 4

Abbildungen, Grundrisse und genaue Baubeschreibungen mit Angabe der Baukosten von Kleinhäusern mit 2 bis 5 Zimmern. Preis 1 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Bauwelt - Verlag, Berlin SW 68, Bauwelthaus



Ratgeber für **Haar- u. Hautkranke**
kostenlos u. unverbindl. **Gehilte** sprechen zu Ihnen!
Theodor C. H. ROSEMANN
Lübeck 32

Nervös? Energielos?

Nehmen Sie das bestbekannte »LUKUSTA-EI-LECITHIN« — und Sie sind lebensfroher! »LUKUSTA-EI-LECITHIN« ist der Betriebsstoff für Hirn und Nerven; es ist wertvoll und volkstüml. preisniedrig! Erhältl. i. Apotheken u. Fachdrogerien, Packung M -50 u. 1,70

Tafelbestecke, 72 teilig

90 g Silberaufl. m. Gar. mod. Muster 10 Monatsr. Katal. gratis. Firma Sobema, Max Müller, Essen 134

RM 100.—

1 1/2 Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Entnahmewang aus meinen Einheits-Auswahlen entnehmen können. Probeheft gegen Standesang. Max Herbst, Markenb., Hamburg 36 K

O-u-X-Beine
korrigiert und reguliert Deutsches Reichspatent
SATURN, Siegmars/Sa. F. 1. Verlag, Sie Katal. 51

BRIEFMARKEN
WALT.BEHRENS-BRAUNSCHWEIG-POSTE.
Werbechriften Köstentrel

Ein kleines Nickerchen
erfrischt wunderbar. Aber dazu muß der Lärm ausgeschaltet werd. durch OHRPAX-Geräuschschützer. Plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel m. 6 Paar RM 1,80 in Apotheken, Drogerien u. Sanitätsgeschäften. Max Negwer, Potsdam 7

„Ich glaube ja. Die Mutter Oberin sagte mir einmal, ich wäre sehr reich, sobald ich mündig bin. Es sind Wertpapiere und bares Geld, und ein paar große Häuser in Rom und Florenz sind dabei.“

„Und wer verwaltet Ihr Vermögen jetzt?“ fragte ich.

„Mein Vormund natürlich.“

„Onkel A?“

„Ja.“

„Und im Januar werden Sie mündig?“

„Ja. Woher wissen Sie das?“

„Von Signor Mazzocolin. Ich wußte aber nicht, daß er von Ihnen sprach. Er sagte nur: „eine junge Dame“...“

Sie schien sehr erstaunt zu sein. „Wie kam er überhaupt darauf zu sprechen?“ fragte sie. „Was hat er von mir erzählt?“

„Oh — nichts. Wir sprachen nur davon, daß es auch heute noch Vermögen gibt, die sich in der Familie forterben. Er war unglücklich darüber, daß der Mazzocolinische Besitz im Laufe der Jahre weggeschmolzen ist.“

„Ah...“

Also doch! Meine böse Ahnung war wohlbegründet: Marcella Fontana war das reiche junge Mädchen, das Mazzocolin zu heiraten gedachte. Und er war selber der Vormund!

„Hat es Ihr Vater bestimmt“, fragte ich, „daß Sie im Falle seines Todes im Kloster erzogen werden sollten?“

„Onkel A sagt es“, bestätigte Marcella. „Ich selber weiß davon natürlich nichts. Ich war damals viel zu klein.“

„Sie haben nie einen Brief oder ein Schriftstück Ihres Vaters gesehen, worin er diesen Wunsch aussprach?“

„Nein.“

„Haben Sie noch Geschwister?“

„Nein, ich war das einzige Kind. Ich weiß von keinen Verwandten mehr. Früher lebte noch eine Schwester meines Vaters, Tante Laura... Aber die ist jetzt auch tot. Die Familie meiner Mutter wohnt schon seit vielen Jahren in New York. Nein, ich habe niemanden außer Onkel A.“

Sie sah mich, als sie ausgesprochen hatte, erstaunt an und schien wohl eine Erklärung meiner Neugier zu erwarten. Ich gab ihr aber keine.

Der Alte hatte Marcella, das Kind, natürlich mit voller Absicht ins Kloster gebracht, damit sie bis zu ihrer Mündigkeit möglichst weltfremd, unerfahren und ungewandt bleiben sollte.

„Onkel A ist so gut zu mir“, sagte Marcella schwärmerisch. „Wenn er auch manchmal schimpft, wie heute... er will es nun mal nicht, daß ich Attilio heirate. Er hält es für seine Vormundspflicht, mich vor Attilio zu warnen... aber ich bin ihm nicht böse.“

„Signorina“, sagte ich ernst, „ich muß Ihnen jetzt etwas sagen, und ich bitte Sie, das richtig zu verstehen. Ich bin Signor Mazzocolins Gast und möchte es noch ein paar Tage bleiben. Trotzdem muß ich Sie vor ihm warnen.“

„Vor Onkel A?“ fragte sie belustigt. Sie fand den Gedanken so drollig, daß sie leise und klingend auflachte. „Glauben Sie etwa“, fragte sie, „daß er mein Geld durchbringt?“

„Nein“, sagte ich, „das nicht. Ich kann Ihnen keine Erklärung geben, Signorina, ich warne Sie nur...“

„Aber ich muß doch wissen, wovor!“

Vor Versprechungen, die Ihnen in einer Gemütsregung abgefordert werden. Vor Entschlüssen, die Sie in der Verzweiflung, im Kummer fassen sollen. Vor jedem Einfluß, der auf Sie ausgeübt wird, wenn Sie nicht ganz klar und ruhig und besonnen sind. Ich warne Sie.“

„Vor Onkel A?“ Wieder lachte sie herzlich auf. „Aber wenn er so schlecht ist, daß Sie mich vor ihm warnen müssen, warum bleiben Sie dann sein Gast?“

„Vielleicht Ihretwegen!“

Wir waren angelangt. Die Gondel hielt vor den weißen Marmorstufen des Palazzo.

X.

Es folgten vier Tage, die ich zu den heitersten und glücklichsten meines Lebens zähle, obwohl ich das schlechte Gewissen nie los wurde.

Marcella hatte mir meine Warnung nicht übelgenommen. Schon bei dem ersten Abendessen, daß ich mit ihr und Mazzocolin einnahm, war sie guter Laune und aufgeschlossen. Der Gedanke an Attilio schien sie nicht mehr zu plagen, weder in dem Sinne, daß sie seine Entfernung bedauerte, noch in dem anderen Sinne, daß das Verlöbniß als solches sie reute. Sie schien zu meinen, daß die Strafe hart genug sei, wenn sie zunächst mal ein paar Tage für ihn unsichtbar blieb. Es mag sein, daß sie dann und wann, vielleicht wenn sie allein war, voll Sorgen an ihn dachte. Anmerken ließ sie sich jedenfalls nichts. Noch am Abend dieses Tages durfte ich sie mit Mazzocolins Einverständnis in die Oper führen.

Gleich jetzt erwähne ich, daß sich mein Verhältnis zu „Onkel A“ änderte. Es war noch vor Abendessen und Oper, kurz nach unserer Heimkehr von der Gondelfahrt, daß ich ihn zu fassen bekam und mich augenblicklich entschloß, meine Karten aufzudecken.

Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß Marcella die junge Erbin sei, deren Geld er zu heiraten gedachte, und fragte ihn, ob er denn gar keine Hemmungen habe, wenn er an den Unterschied der Jahre und an die moralische Anfechtbarkeit einer solchen Verbindung denke.

„Ich... und Marcella?“ sagte er langsam. „Sie sind wohl nicht bei Trost, Signor Mederow? Wie kommen Sie auf so etwas?“

„Ich hörte im Laufe der Unterhaltung von Signorina Fontana, daß sie Vermögen hat und im Januar mündig wird... genau wie die Dame, von der Sie mir erzählten... und vor allem, daß Sie Signorina Fontanas Vormund sind.“

„Mein Gott, welch ein Unsinn!“ sagte er halblaut, im Tone sanfter Gefränktheit. „Was glauben Sie, wie viele vermögende Mädchen im Januar mündig werden? Allein in Venedig ein paar Duzend. Marcella! Die Tochter meines Freundes Fontana, mein eignes Mündel... Es ist zu dumm, um auch nur ein Wort darüber zu verlieren.“

„Dann bitte ich um Entschuldigung“, sagte ich. „Ich hätte es für beide Teile bedauerlich gefunden.“

„Meine Zukünftige ist eine hiesige Bankierstochter“, erklärte er ungefragt. „Und mit ihrem Vater bin ich verfeindet. Das ist der Grund, weshalb ich vor ihrer Mündigkeit nur selten mit ihr sprechen kann...“

Es klang nicht unglaublich, wie er das alles vorbrachte, aber ich traute ihm nicht, keinen Augenblick.

Im übrigen war er während der folgenden Tage nett und aufmerksam zu mir, und für den Pensionspreis, den ich ihm zahlte, bekam ich auf seinen besonderen Befehl ein Ei zum Frühstück extra. Das Schönste war, daß er mir volle Freiheit ließ, Marcella zu sehen und zu sprechen, wo und wann ich nur wollte.

Bier glückliche Tage. Ich pflegte Marcella schon um neun Uhr morgens vom Hospital abzuholen. Es war das große Ospedale Civile am Rio dei Mendicanti. Ich wartete immer auf dem Campo Santi Giovanni e Paolo, bei Verrocchios herrlichem Colleoni-Denkmal. Marcella kam hinter der Kirche herum, durch irgendeine Gasse, und winkte mir schon von weitem zu.

Es machte ihr riesigen Spaß, mich in der Gondel oder zu Fuß herumzuführen. Sie schleppte mich durch

enge Gassen, durch dunkel hallende Kirchen, durch Glasfabriken, wo Kunstform und Zauber des Materials einem den Atem raubten, wir saßen in kleinen Cafés, bummelten durch elegante Geschäftsstraßen, sahen Venedig und seine Inseln von der Plattform des Campanile, es war ein Anblick zum Staunen. Wir stiegen auf barocken Treppen in allen Museen herum und schauten uns die Bilder Tintoretto's und Canaletto's an, die Tizians und die Veroneses, wir saßen abends, in Mäntel gehüllt, auf der Piazza und hörten 'Bohème' und 'Tosca' aus den Cafés, wir wanderten mittags im Seewind über den Lido und trieben uns in der Frühe mit Fischern auf der Lagune umher.

In diesen Tagen lernte ich das Mädchen Marcella sehr genau kennen. Ich hatte sie vorher nur hübsch und lieb gefunden und war von ihrem natürlichen Wesen berührt. Jetzt, wo ich mit ihr vertrauter geworden war, sah ich ihr Gesicht und ihre Erscheinung ganz anders. Der reizvolle Gegensatz von schwarzem Haar und blauen Augen bekam nun einen tieferen Sinn. Das feine gerade Näschen enthüllte einen bestimmten Charakter,

dem ihr Lächeln, ihre klingende Sprache ein ganz gewisses Licht, um nicht zu sagen: ein Leuchten, verliehen. In ihrem Gang und ihrer Haltung waren Jugend und Kraft und Grazie. Wenn sie mir am Colleoni-Denkmal mit ihrem schwingenden Schritt entgegenkam, dann begriff ich erst, daß sie ein junges Weib war, ein durch und durch weibliches Geschöpf mit vielen lockenden Zaubern, von denen sie schon wußte oder ahnte.

Aber auch ihre Seele und ihr munterer Geist enthüllten sich mir. Ich erkannte, daß sie sehr empfindsam für alles Schöne war, leicht zu begeistern und hinzureißen, daß sie alles, was sie sah und erlebte, tief in ihrem Innern mitfühlte — zu tief vielleicht. Sie besaß soviel Phantasie und soviel Freude daran, die Deutung der Dinge in eine traumhafte, überwirkliche Sphäre weiterzuspinnen, daß ich nur ein Wort habe, um sie eindeutig zu kennzeichnen: sie war eine Romantikerin. Sie war ein liebenswertes, seelenvolles, erfrischend einmaliges Mädchenbild.

Um es kurz zu sagen: ich verliebte mich in sie. (5. Fortsetzung folgt.)



Man kann es sich einigermaßen bequem machen bei einer Nachtfahrt, obgleich die Bänke hart sind.



Wenn nur der ältere Herr nicht mit offenem Mund schlafen würde! Natürlich wird sein Hals trocken, und wenn er nicht schnarcht, so hustelt er unaufhörlich.



Dabei soll man nun schlafen!! Schließlich reißt auch dem friedlichsten Nachbarn die Geduld.



„Ach bitte, nehmen Sie einige Wybert, sie mildern den Hustenreiz. Wybert sollten Sie immer bei sich haben als Vorbeugung gegen Husten und Heiserkeit.“

Satyrin-Tabletten gegen Alterserscheinungen u. vorzeitige Schwäche. Ausk. Kostenl. Akt. Ges. Hormona, Düsseldorf 200

„Welt-Detektiv“ Auskunftei, Detektei Preiss, Berlin W 83, Tauentzienstraße 5, das zuverlässigste Institut für ERMITTLUNGEN • BEOBACHTUNGEN • Auskünfte auch über Privatverhältnisse bzgl. Herkunft Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw. Überall. 33jähr. Erfahr., größte private Ermittlungspraxis. Tausende Anerkennungen!

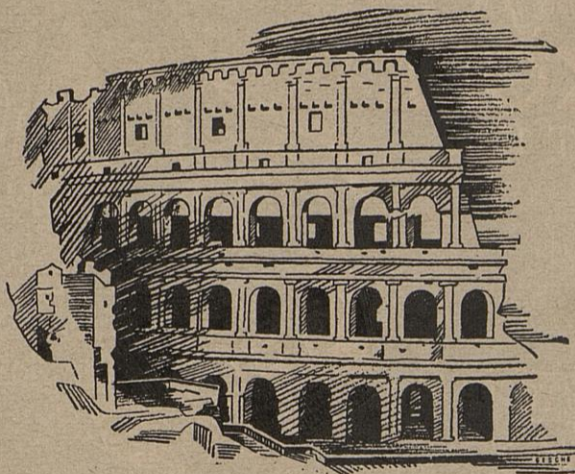


Zur Stärkung der Nerven und zur Erhaltung von Lebensfreude und Leistungskraft dient

OKASA

100 Tabl. Okasa-Silber f. d. Mann kosten RM 8.80, Gold f. d. Frau RM 9.50 in den Apotheken. Zusend. d. ausführ. Broschüre u. Gratisprobe veranl. geg. 24 Pf. Porto Hormo-Pharma, Berlin SW 80, Kochstr. 18

Freundschaftsfahrt nach ITALIEN



Gesellschaftsreise nach ROM NEAPEL FLORENZ 9.-19. März Preis ab und bis Berlin RM. 148.— ab und bis Halle RM. 143.— ab u. bis München RM. 118.—

Der Veranstalter ist anerkannter Reiseunternehmer der R. V. H. Prospekte und Anmeldungen durch alle Filialen des Deutschen Verlages und im Reisebüro des Deutschen Verlages, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. — Fernruf 17 49 01

25 heizbare Wohnlauben und Kleinsthäuser

im Preise v. 1200-6000 M Bauwelt - Sonderheft 2 Abbildungen und Grundrisse von ausgeführten Kleinsthäusern, wissenswerte Angaben für Baulustige und genaue Aufstellung der Kosten. 80 Abbildungen. Preis 1 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Bauwelt - Verlag, Berlin SW 68, Bauwelt haus



Daß Herr Krause etwas stottert, wußte der Schreibwaren-Händler Müller nicht, als er den Kunden zum ersten Male bediente. Natürlich empfahl er Herrn Krause auch den so beliebten TINTENKULI mit Rotering zu 5,85 Mk. „W-w-weshalb - -?“ sagte Herr Krause. „Weil der TINTENKULI eine ideale Kreuzung zwischen Bleistift und Füllhalter ist. Weil es eine Lust ist, mit ihm zu schreiben. Probieren Sie selbst“, riet Herr Müller dem Kunden. „W-w-weshalb - -?“ sagte Herr Krause. Da unterbrach ihn Herr Müller: „Der TINTENKULI schreibt wie ein Bleistift — aber mit fließender Tinte. Er kratzt nicht, kleckst nicht und macht haarscharfe Durchschriften.“ „W-w-weshalb“ sagte Herr Krause und lachte, „erzählen Sie mir das? Ich schreibe seit Jahren n-nur mit dem T-T-TINTENKULI und will h-heute einen für meine Frau k-kaufen!“ Da lachte auch Herr Müller und nahm sich vor, seine Kunden mehr zu Worte kommen zu lassen.

Seit 90 Jahren wiederholt sich folgendes:



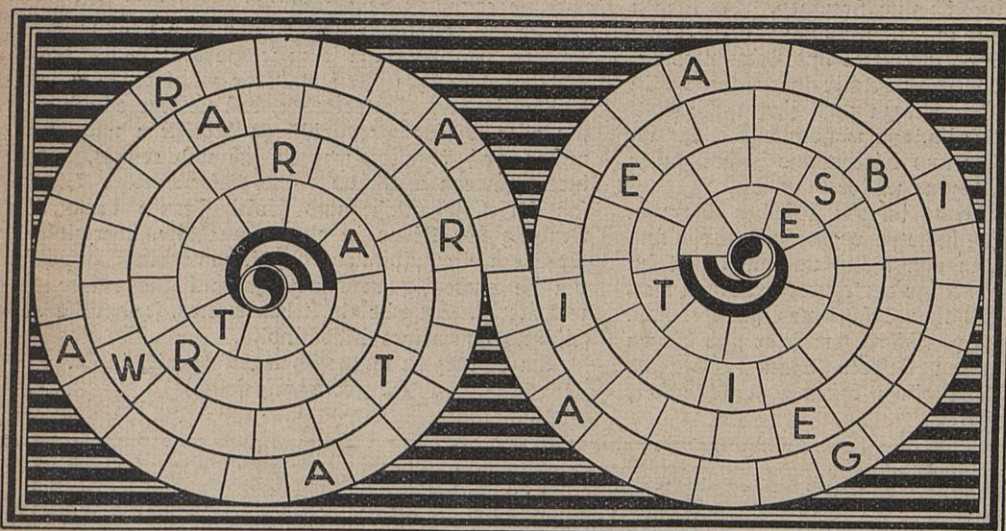
Neben dem feuchten Umschlag bewährt sich als Hausmittel bei Magen- und Darm-Beschwerden:

Underberg



1 8 4 6

Schneckenrätsel



a a a a a a a b b b b b b b c c c c c c c
 e e e e e e e f f f f f f g g g g g g g
 i i i i i i i k k k k l l l l l l l
 m m m m m n n n n n n o o o o o o o
 p p p p p r r r r r r s s s s s s s
 t t t t t u u u u v v v v z z z z z z z

Aus vorstehenden Buchstaben sind unter Verwendung der bereits eingetragenen Buchstaben Wörter folgender Bedeutung zu bilden. Beim Mittelpunkt der linken Schnecke ist zu beginnen, das Ende ist im Mittelpunkt der rechten Schnecke; die Wörter sind buchstabenweise in die abgeteilten Felder einzutragen.

Name zweier englischer Staatsmänner, flamme-fische Münze, Bediententracht, Bühnenwert von Sben, Jubegriff für fressende Zerstörung, Landschaft zwischen Weichsel und Narew, Gefäß, Anstrichmittel, Wiener Maler des 19. Jahrhunderts, Seilpflanze, Gewebe, Nichtfachmann, Hohlorgan des

menschlichen Körpers, Zeitabschnitt, kleine Anstehung, Signalgerät, Schlagader, Stadt in Frankreich, starke Zuneigung, französischer Komponist, Schweizer Nebenfluß des Rheins, Schicksal, Eitelgestalt einer Oper von Borodin, feines Gewebe, Kälteprodukt.

Bei richtiger Lösung nennen die eingetragenen Buchstaben, beim Mittelpunkt der rechten Schnecke beginnend bis zum Mittelpunkt der linken Schnecke fortgehend, Wörter folgender Bedeutung:

Reichschleife, Wappentier, hölzerner Behälter, Gestalt aus „Wallenstein“, weichgepolsterte Schuhunterlage, große Rosine, Nebenfluß der Oder, Bergwerk, Westeuropäer, Augenflüssigkeit, Teil des Fußes, Name eines Sonntags, Seilkraut, Angstraum, Heidelberger Hofnar des 18. Jahrhunderts (von Scheffel befangen), lettische Münzeinheit, ägyptischer Sonnengott, trockner Wüstenwind in Ägypten, Felsenklippe, Defekt an einem Fahrzeug, süddeutscher männlicher Vorname, Gewebe, Titelheld einer Oper von Mozart, Wassertrudel, Einzelwohnhaus, Glasmaterial, Sportwind.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

- a — ab — ah — bahn — ban — ben — ber
- blä — boot — chen — chro — dag —
- de — de — der — do — e — ei — er
- er — ga — ger — gin — gnak — hof —
- im — kat — ke — ko — kranz — lauf
- lie — lud — mann — mar — meer —
- mel — min — mo — mur — na — na
- ner — nik — nung — o — oh — on —
- pe — ren — ril — rund — sen — ser
- spiel — sport — stei — ster — ta —
- teu — ti — tor — ur — vi — wig — ze
- zei — zeich —

find 23 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Bismarcks ergeben. (ch ist ein Buchstabe)

1. Afrikanische Affenart, 2. Vorgefühl,
3. Schiffahrtskunde, 4. Auszeichnung für Leistungen auf dem Gebiet der Leibesübungen, 5. Schmeichler, Zuträger, 6. Name französischer Herrscher, 7. Sammlung von Gefängen, 8. belgische Festungsstadt, 9. deutscher Kriegsflieger, 10. Geschichtswerk,
11. Fahrzeug der Kriegsmarine, 12. Frauenname, 13. gewagtes Unternehmen, 14. Teil des Funkprogramms, 15. Papstname,
16. alkoholisches Getränk, 17. Verkehrsanlage, 18. Gewebe, 19. Turngerät, 20. Graphiker, 21. bergmännischer Beamter, 22. deutscher Dichter, 23. gelbblühender Strauch.

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22
- 23

Wachstum

Was wird hier aus dem jungen Tier?
 Den Wink zur Lösung geb' ich dir:
 Nimm es zur Hand samt „S“ und „e“,
 Auf daß durch Schütteln Wort entstehe'.

Fachingen
 stärkt die natürlichen Abwehrkräfte

Lebensfreude durch Filmen

Können auch Sie sich verschaffen. Schnell geschrieben um den kostenlosen Filmhelfer E 2. Aufklärung über Ansichtssendung und Teilzahlung unverbindlich durch

PHOTO-PORST
 Nürnberg-O. N.W. 2.
 Der Welt größtes Photo-Haus

Wohne schön und richtig **Bauwelt-Sonderheft 8**
 Preis 1 M. Bauwelt-Verlag, Berlin SW 68, Bauwelthaus

Rückforth LIKÖRE

SEIT 1742

IDEALER DEUTSCHER KLOSTER-LIKÖR

Miele Staubsauger

RM 58.- bis 130.-

Günstige Ratenzahlungen gegen mäßige Zuschläge.
 Lieferung durch die Fachgeschäfte.
 Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf.

Die Sodener-Pastillen

sind gewissermaßen Sodener-Heilquellen in fester Form

Die Heilquellen von Bad Soden am Taunus sind seit Jahrhunderten wegen ihrer ausgezeichneten Wirkung bei Katarrhen und Asthma in der ganzen Welt bekannt. Um nun die wirksamen Heilsalze jedem zugänglich zu machen, werden die Heilquellen eingedampft und bringen so in fester Form als „Sodener Mineralpastillen“ bei Husten, Heiserkeit und Halsentzündung Erleichterung. Nehmen Sie daher in den rauhen Monaten regelmäßig eine „Sodener Mineralpastille“ und lassen Sie sie langsam im Munde zergehen. Die im Speichel gelösten Salze einer Sodener Pastille umspülen etwa 15 Minuten lang die entzündeten Rachenpartien und bilden dabei auf den Schleimhäuten die biologische Schutzschicht gegen die Erkältungskeime. Die „echten“ Sodener erhalten Sie in allen Apotheken und Drogerien. Preise: Mit Menthol 55 Pfg. und RM 1.—, ohne Menthol 50 und 90 Pfg. Brunnenverwaltung Bad Soden am Taunus.

Nerven in Not

Die Hast des Alltags, Aufregung, Sorge, Beruf — alles zerrt an den Nerven. Nehmen Sie rechtzeitig als wirksamen Kraft- und Aufbaustoff regelmäßig

Quick mit Lezithin für Herz u. Nerven

Packg. RM 0.30 u. 1.15, Kurpackg. 4.—, in Apotheken u. Drogerien

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz. Illustriertes Angebot gratis. Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.

Kraftperlen des Lebens (für Männer)
 100 Stück 5.70 geg. vorzeitige Schwäche! Näheres kostenlos verschl. **Umstätter**, Leipzig 1, Postf. 135 p

Künstliche Zähne

ohne Bürste schnell sauber!

Man löst etwas Kalkident-Pulver in Wasser auf und legt das Gebiß über Nacht hinein. Morgens spült man das Gebiß unter der Wasserleitung ab. Das ist alles. Taufende benugen bereits

Kukident

Das Gebiß wird durch Kukident vollkommen sauber, viel sauberer als mit der bisherigen Methode, außerdem desinfiziert. Rein über Geruch und Geschmack mehr. Aufklärungsschrift kostenlos. Kukident-Fabrik, Berlin-Lichterfelde.

Selbst am Gedächtnis merkt man's ...

... besonders Zahlen vergißt man leicht. Man ist so verwirrt, nervös, unzufrieden und kann sich zu nichts aufraffen, was Energie erfordert. Als er so weit herunter war, hat er eine Titus-Kur durchgeführt — und fühlt sich heute wie ein neuer Mensch! „Titus-Perlen“ bestehen aus Hormonen, die dem Körper durch Überarbeitung, seelische Strapazen, Krankheit oder Alter verlorengehen. Führt man dem Körper diese Hormone in Form von „Titus-Perlen“ zu, dann gewinnt der Mensch zweierlei: Erstens diese Hormone selbst, zweitens die Fähigkeit, im eigenen Drüsensystem die gleichen Hormone wieder im normalen Maße zu produzieren! Mit den „Titus-Perlen“ ist es das erste Mal gelungen, diese Hormone unter Erhaltung eines ganz bestimmten Wirkungsgrades zu präparieren. Auf Wunsch senden wir Ihnen gern eine Probe und die hochinteressante Broschüre „Neues Leben“.

Titus-Perlen

Preis: 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer RM 8.82, Kleinpäckchen 50 Stück RM 4.58, 100 Stück „Titus-Perlen“ für Frauen RM 9.72. Zu haben in allen Apotheken.

Friedrich-Wilhelmstadt, Apotheke, Berlin NW 7/146, Luisenstraße 19. Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftliche Abhandlung, 40 Pfennig in Briefmarken füge ich bei.

Frau/Frl./Herr

Ort

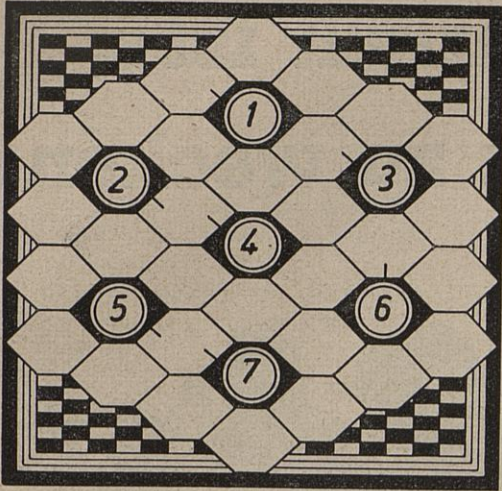
Straße

Sodener Mineral-Pastillen

Schlaflosigkeit zermürbt

schwächt Arbeitskraft und Lebensfreude. Quälen Sie sich nicht länger! Nehmen Sie **Solarum**, das bewährte Spezialmittel. In Apotheken 18 Tabl. RM 1.26

Wabenrätzel



Es sind sieben sechsbuchstabile Wörter in die Felder der Figur einzusetzen. Sie beginnen beim Pfeil und drehen im Sinne der Uhrzeigerbewegung um das betreffende Nummernfeld.

1. Europäischer Staat, 2. Teil der Bahnhofsanlage, 3. Halbinsel Mittelgriechenlands, 4. Wiener Vergnügungspark, 5. Handwerker, 6. Zögling von Offizierslehranstalten, 7. Hunderasse.

Hell und dumpf

Die „ieh“ steht im Maschinensaal,
Die „y“ am Ehrenmal.

Lösungen der Rätzel aus Nr. 2

Sinnspruch in Bildern:

Das Leben wird gegen Abend wie die Träume gegen Morgen immer klarer und geordneter, und das ist eine wahre Wohltat.
Karl Justus Weber

Zitat zum Zerlegen:

1. Kamin, 2. Ahn, 3. Nabe, 4. Linz, 5. Senfe, 6. Ruf, 7. Uhm, 8. Heffen, 9. Edda; Karlsruhe.

Aus Entenburg: Nied, drei.

Silbernrätzel:

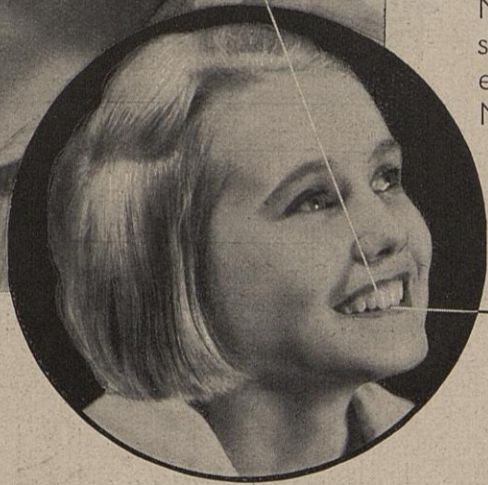
Sobald die Natur genial befragt wird, gibt sie geniale Antworten.

1. Saltykow, 2. Olapi, 3. Becher, 4. Abendland, 5. Leistung, 6. Dschibuti, 7. Drahtkorb, 8. Intendant, 9. Euripides, 10. Nicolai, 11. Allopathie, 12. Trauring, 13. Unruhe, 14. Rheinwein, 15. Gaunerei, 16. Egeria, 17. Nickel, 18. Invalide, 19. Arabella, 20. Landmann, 21. Butterbrot, 22. Ekaterinoslaw, 23. Fortissimo, 24. Rattler, 25. Anthrazit, 26. Gravelotte, 27. Turnen.

Kreuzworträtzel:

Waagrecht: 1. Esse, 6. Pinsel, 9. Kantone, 10. Stengel, 11. Sender, 12. Elen.

Senkrecht: 2. Spaß, 3. Sinter, 4. Enten, 5. Bengel, 7. Sonde, 8. Leere.



Erhalten Sie Ihre Zähne jung – gesund und stark!

Von Ihnen selbst hängt es ab, ob Sie sich Ihre Zähne jung, stark und gesund erhalten. Die nach erfolgtem Zahnwechsel „bleibenden“ Zähne erneuern sich nicht wieder. Um sie jung und kräftig zu erhalten, um Erkrankungen und vorzeitigem Verfall vorzubeugen, wird Ihnen in Nivea-Zahnpasta ein hochwertiges Mittel zur täglichen und zweckmäßigen Pflege geboten. Nivea-Zahnpasta ist **starkwirksam**: ihr feiner Schaum dringt auch in die feinsten Rillen und Fugen ein, dort gründlich reinigend. So verhindert Nivea-Zahnpasta den Ansatz von Zahnstein und bekämpft die schädlichen Mundsäuren und Bakterien, die Ihre Zähne in unentwegter Zersetzungsarbeit angreifen. Denken Sie stets daran: Nivea-Zahnpasta ist starkwirksam und erhält Ihre Zähne jung.

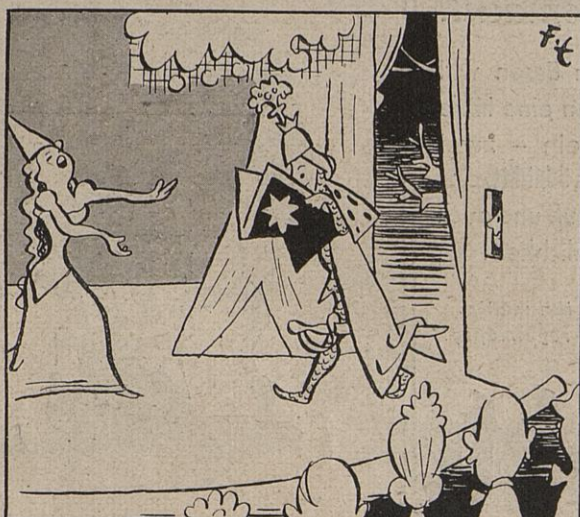


40 Pf. die große Tube
25 Pf. die kleine Tube

748



Auch „Sterne“ ...



... lesen den STERN!



Das Magazin für 10 Pfennig!

Film und Frohsinn, fesselnder Roman und Bilder über Bilder in jedem Heft! Zu haben bei den Zeitungs- und Zeitschriftenhändlern und in Buch- und Papierhandlungen. Bestellungen nimmt auch die Post entgegen. Deutscher Verlag, Berlin

Schönere Figur

durch

Felina

Corselet Felina-Cori aus feinstem Batist façonné für schlanke und mittlere Figuren, durchgehend gefüttert, Vorderteil mit aparter Spitzenverzierung, Brust ebenfalls aus Spitze, Brustunterteil verstärkt, mit Reißverschluß. Farbe: koralle. Weiten: 64-84.

In allen guten Geschäften erhältlich.

Korsettfabrik FELINA, Mannheim



131038



Ein grüner Fleck
im weißen Winter

Auch im nüchternen Winter zaubert uns Die Grüne Post blühendes Leben daheim und in der Ferne vor Augen! Jede Woche neue Nummer der großen Sonntag-Zeitung Die Grüne Post. Überall für 20 Pfennig zu haben.



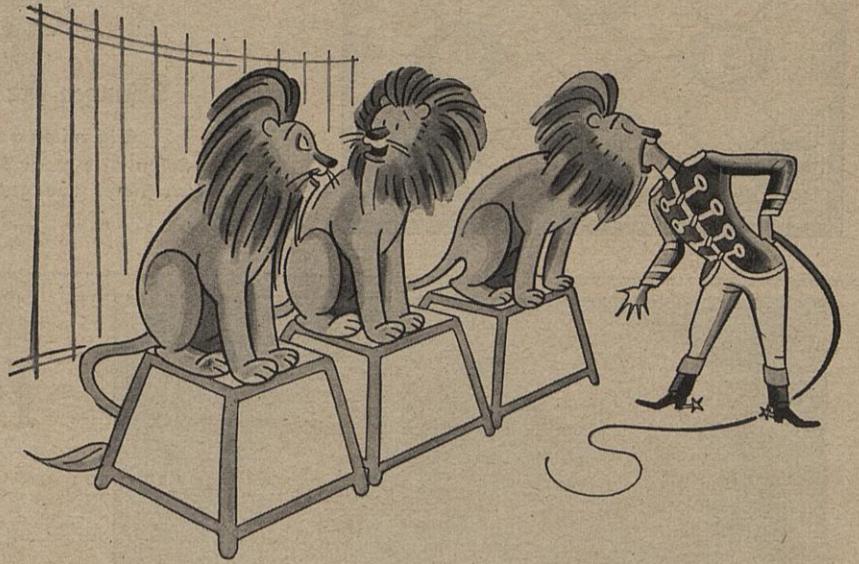
Schwere Sachen
leicht gemacht!

Bei gutem Essen will der Magen eine Hilfe haben: ein - zwei Gläschen Schlichte, das gibt Genuß und auch Bekömmlichkeit!

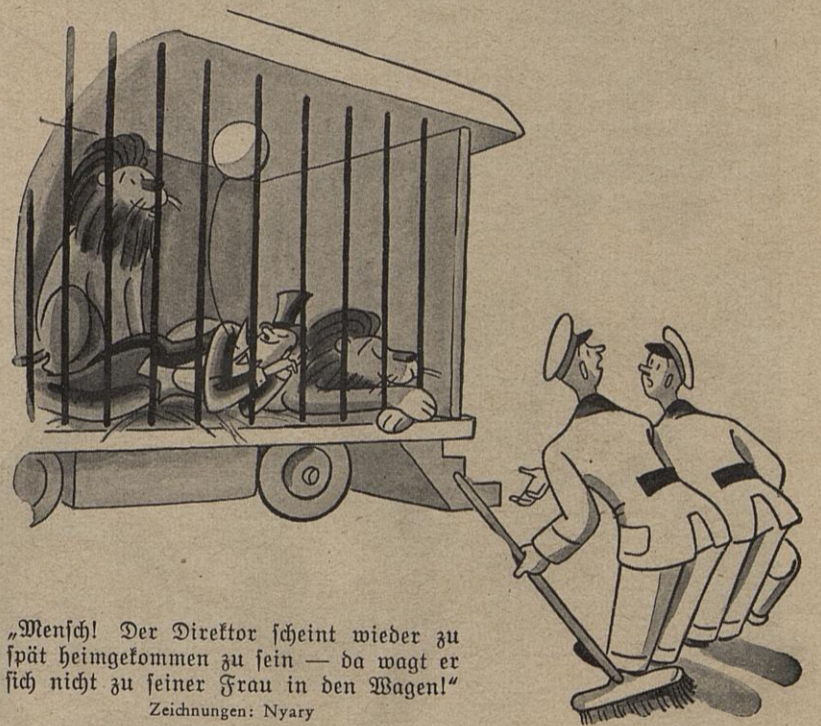
„Trinket ihn mäßig,
aber -- regelmäßig!“

Schlichte
Steinböger

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!

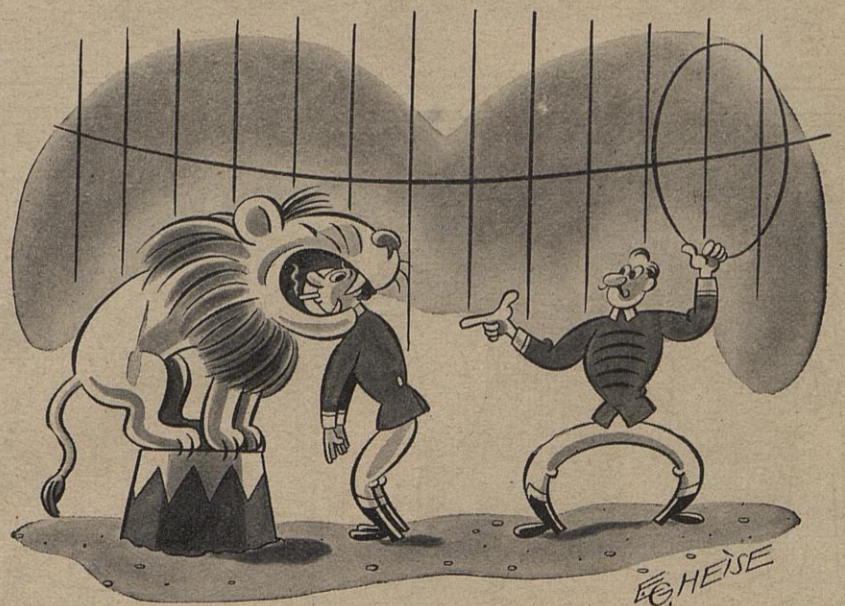


„Nun, Herr Kollege, wie schmeckt denn Ihnen die neue Pomade?“



„Mensch! Der Direktor scheint wieder zu spät heimgekommen zu sein - da wagt er sich nicht zu seiner Frau in den Wagen!“

Zeichnungen: Nyary



„Das ist das letztemal, daß ich Ihnen sage, Sie sollen bei der Arbeit nicht rauchen!“

Zeichnung: E. G. Heise

HUMOR

Zeichnung von L. v. Malachowski

Krolle kam zu dem Vater seiner Angebeteten: „Herr Duller, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!“

„So, so, und was sind Sie von Beruf, junger Mann?“ fragte Duller.

„Ich bin Werbefachmann!“

„Und Ihre wievielte Werbung ist dies?“

*

Der Bahnhof von Grimmetstädt brennt. Eine große Menschenmenge schaut den Bemühungen der freiwilligen Feuerwehr zu. Plötzlich schießt eine mächtige Stichtlamme und hinterdrein eine große blaugrüne Rauchwolke in die Luft.

„Mammi, sieh nur“, schreit die kleine Elfe, „jetzt brennen gerade die Fahrkarten zweiter Klasse!“

*

„Kein Tiger wird demjenigen etwas antun, der einen weißen Spazierstock trägt“, erzählte der Weltreisende auf einer Gesellschaft.

„Und wie rasch muß man einen weißen Spazierstock tragen?“ wollte einer der Zuhörer wissen.

*



„Der Herr ist so nett, mir beim Wenden zu helfen, Mutti!“

„Olga, du hältst mich zum Narren!“

„Aber, Paul, wie käme ich dazu — ausgerechnet hier, auf einem Maskenfest?“

*

Soß traf Bod.

Soß meinte: „Ich durchschaue jeden Menschen auf den ersten Blick!“

„So, so“, sagte Bod verlegen, „na, wenn Ihnen fünfzig Mark zuviel sind, bin ich auch mit zwanzig zufrieden!“

*

Pepps hatte sich mit Hepps erzürnt.

Neulich trafen sich die beiden. Pepps meinte: „Lassen Sie uns doch die Streitart begraben!“

Nickte Hepps: „Gut, gut — und in welchem Lokal?“

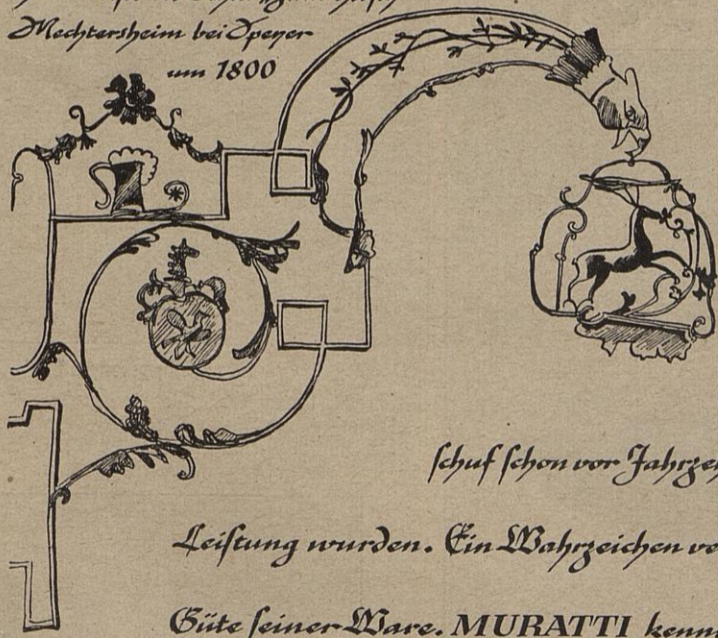
*

„Hast du gelesen, Erich, bei einem Kuß werden ungefähr eine Million Bazillen übertragen.“

„Das macht nichts, Erna, das sind ja unsere eigenen.“

*

*„Schmiedeeisernes Schild „zum Hirsch“
Machtersheim bei Speyer
um 1800*

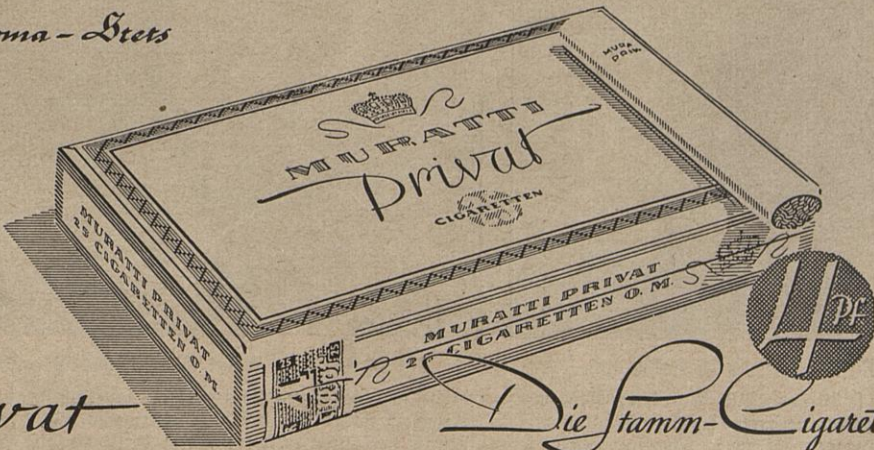


Handwerkskunst

schuf schon vor Jahrzehnten Wahrzeichen, die für Generationen Begriff für Tradition und Leistung wurden. Ein Wahrzeichen verpflichtet seinen Besitzer zu höchster Leistung und gleichbleibender Güte seiner Ware. MURATTI kennt diese Verpflichtung und erfüllt sie schon in der 4 Pf.-Preislage:

Beste Tabak - Feinste Mischung - Köstliches Aroma - Stets

gleichbleibende Güte - das ist der Wahlspruch für



MURATTI Privat

Die Stamm-Cigarette



Vom Eisteufel belesen: Die Marmor-Platte wird zum . . . Eislaufplatz, auf dem Eva ihren Klubkameradinnen zeigt, wie sie den Schlingenparagrafen laufen will. Anmutig sind die Wiener Mädel, und Musil liegt ihnen im Blut; dazu gefeilt sich bei der vom Eisteufel „Belesenen“ ein unermüdlicher Trainingsfleiß. Sechs bis zehn Stunden üben sie täglich. Das sind die Gründe, warum in Wien Jahr für Jahr neue Eislauf Talente heranwachsen, deren größter Wunsch ist, einmal eine Sonja zu werden . . .



Im Trocknen geprobt.

Eva Pawlik, eines der jüngsten der bezaubernden Wiener Eislaufmädel, übt mit der Tanzmeisterin jede Figur ihres Elfentanzes auf . . . Holzplanen.

Lothar Rübelt (7)



Vom Eis-Teufel besessen



Der „Doppelengel“

schwebt übers Eis. Die Namen der Engel: Eva Reisinger und Anita Waegeler, sechzehnjährig, die das Juniorenlaufen bei der Deutschen Meisterschaft in Berlin gewannen.



Martha Musilek ist erst 15 Jahre alt, aber sie beweist selbst innerhalb der vielen Wiener Talente schon heute eine ungewöhnliche Begabung. In ihrem Lauf paaren sich große technische Sicherheit und künstlerischer Ernst.



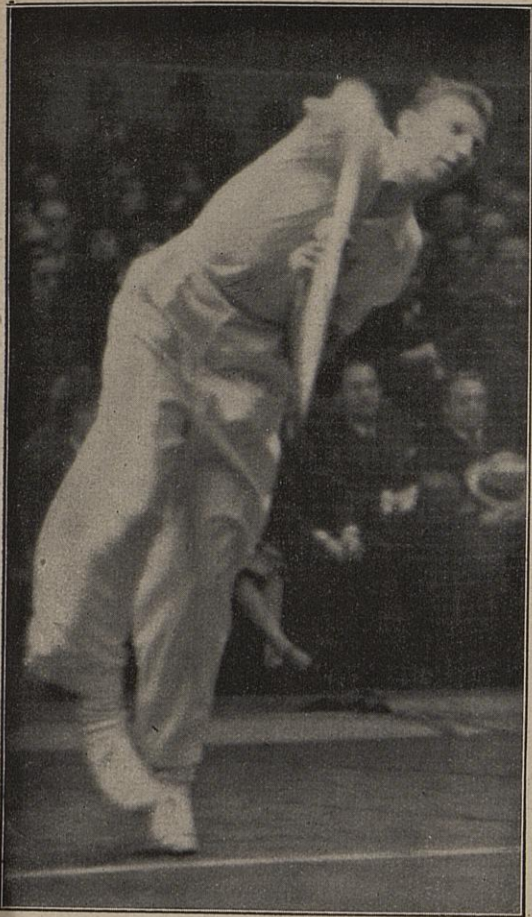
Im Wirbel der Pirouette

dreht sich die kleine Loni Schmid im Kostüm des Münchner Kindl. Trotz ihrer elf Jahre kennt sie nichts anderes als . . . Eislaufen. Alles um sie her ist versunken, mit kindlichem Ernst gibt sie sich ganz der Kunst auf den schmalen Stahlschienen hin . . .



„Mutter“ Reschny

gehört zum Inventar des Wiener Eislauf-Vereins. Trotz ihrer 85 Jahre betreibt sie heute wie seit 1890 in jedem Winter Schlittschuhe, die bunten Kleidern und . . . die dem Eiszauber verfallenen Wiener Mädel.



Ein Kampf, den die ganze Tenniswelt mit größter Spannung erwartete:

Der beste Amateur-Spieler der Welt kämpft gegen den besten Berufsspieler. Donald Budge, gestern noch der Tennis-Weltmeister der Amateure, trat im Madison-Square-Garden zu seinem ersten Kampf gegen den Spitzenspieler der Professionals Ellsworth Vines an. Budge siegte sehr sicher in drei Sätzen.



Leni Riefenstahl bei einem Besuch auf einer kalifornischen Farm.

Hollywood verhinderte unter jüdischem Einfluß die öffentliche Aufführung des Olympia-Films, obwohl Leni Riefenstahl bei einer Vorführung vor Filmkritikern begeisterten Beifall fand. Associated Press (2)



Der Tod macht graufige Bilanz.

Weltbild

Los Angeles zählt die Opfer des Automobilverkehrs von 1938:

In der Umgebung der Stadt verunglückten 952 Menschen durch Autounfälle tödlich. Tausende andere wurden verletzt. In ganz USA. fallen dem Verkehrstod täglich 100 Menschen zum Opfer, 2000 bis 3000 werden verletzt.



Die gleiche Straße bei Los Angeles: vor vierzig Jahren . . . und heute!

Um die Jahrhundertwende zählte Los Angeles nur 100 000 Einwohner. Eine kleine Landstraße genügte für den geringen Verkehr über den Cahuenga-Paß . . .

Lohse (2)

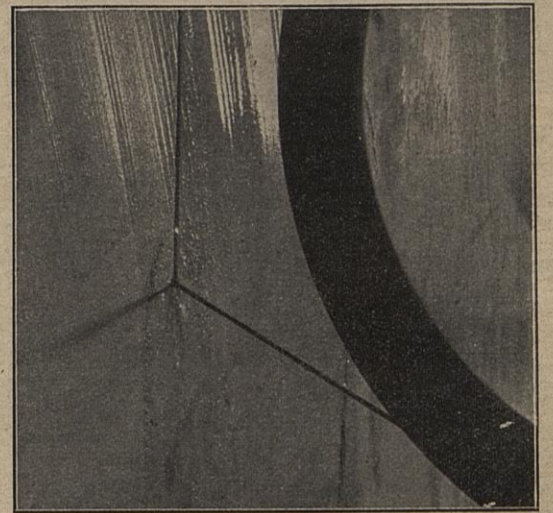
Tag und Nacht brausen Autos und Motorräder in endloser Kette über die Paß-Straße, die zu einer bedeutenden Verkehrsader Kaliforniens wurde. Los Angeles zählt 1,2 Millionen Einwohner, jeder vierte Amerikaner besitzt ein Auto!



Im Morgenrauen auf den Halden der Marmorbrüche von Carrara:
Ein stiller Zug von Bergbauern, die ihre bescheidenen Hab-
seligkeiten mit sich schleppen, bewegt sich langsam zu Tal ...

70 Millionen Lire aus dem Berg gesprengt

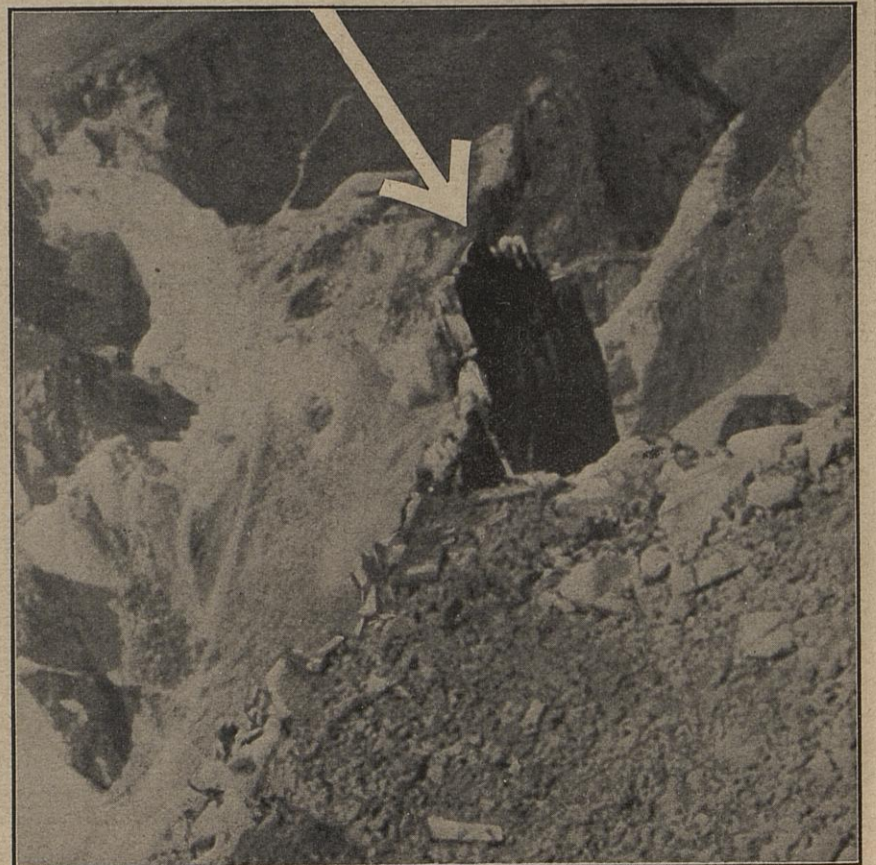
Ein Bildbericht von Wolfgang Weber



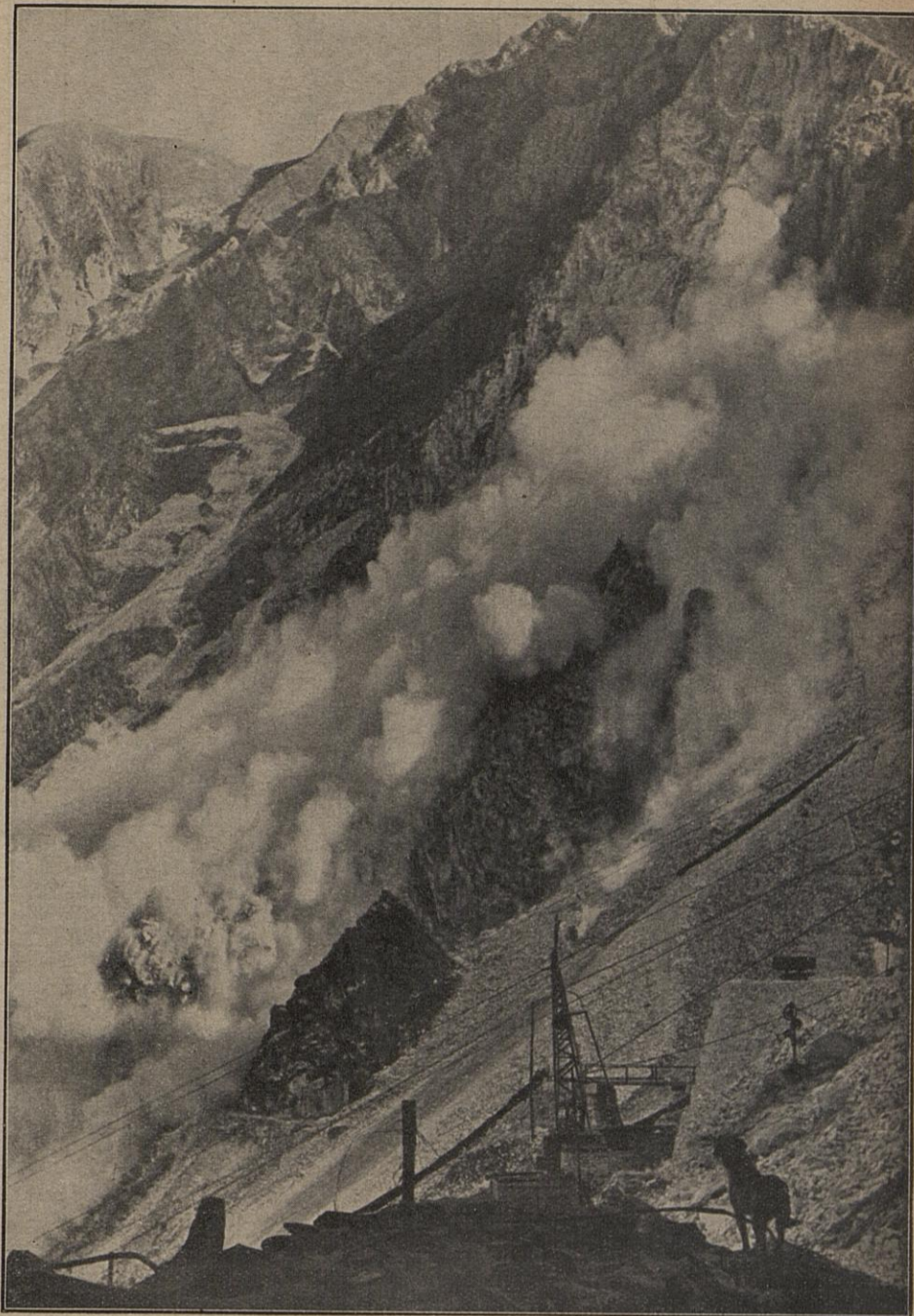
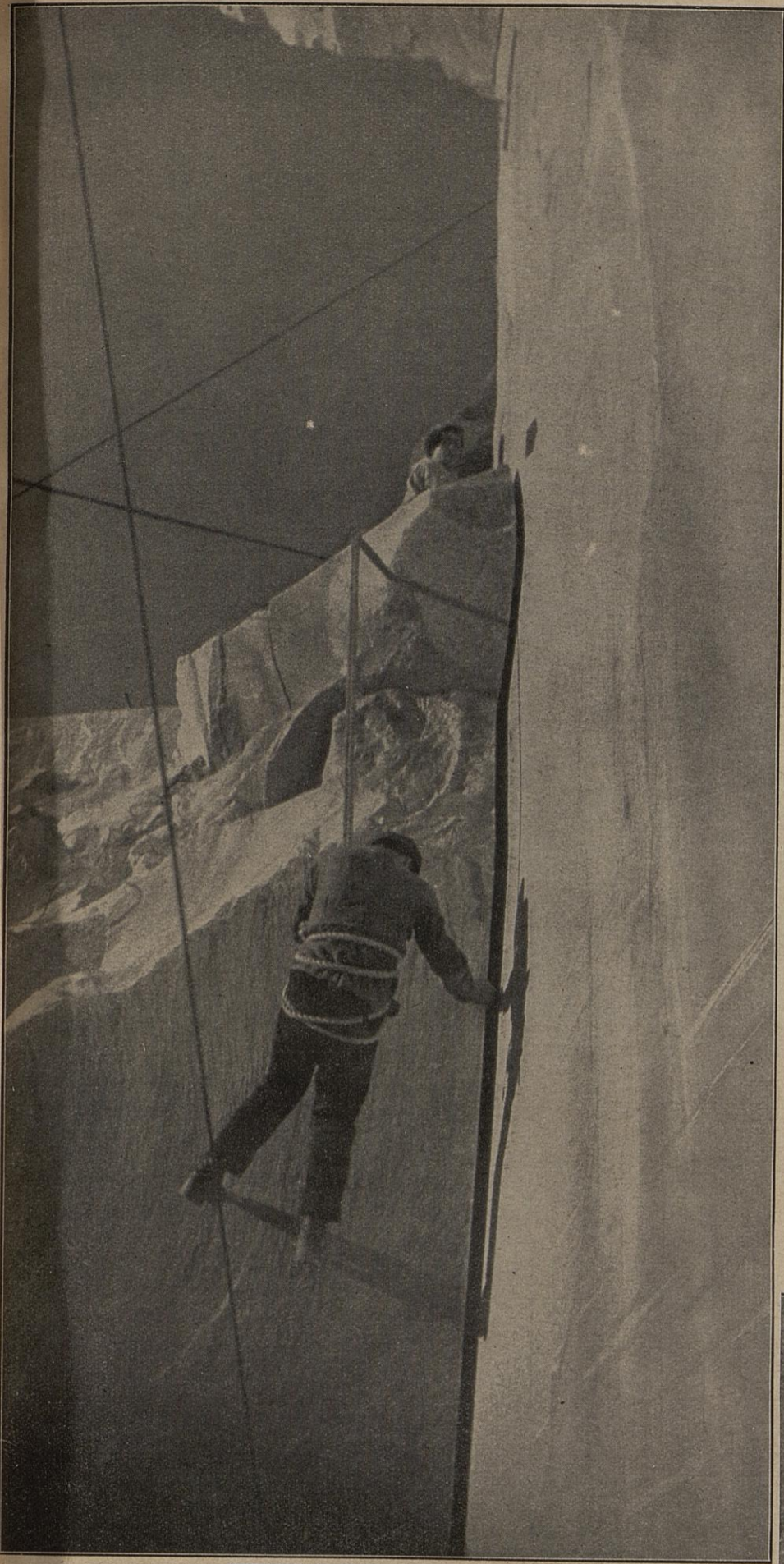
Ein Berg wird zersägt.
500 bis 1000 Meter lange gewundene Drahtseile
schneiden den riesigen Marmorblock, der abge-
sprengt werden soll, aus dem Berg.



Um sechs Uhr früh:
Es ist ein Abschied von der Heimat
für immer, denn ihr Haus wird ...



... ein paar Stunden später
spurlos vom Berg hinweggefegt sein, und nur die
Felspitze, an die es sich lehnte, wird noch stehen.



Eine der größten Sprengungen, die Carraras Berge je erlebten: 1½ Millionen Tonnen Gestein, eine ganze Bergspitze — im Werte von 70 Millionen Lire —, löst sich aus ihrem Grund und donnert zu Tal.



Letzte Prüfung vor dem Schuß: Die Arbeiter, die zum letzten Male den Spalt des losgeschnittenen Blocks untersuchen, müssen geschulte Alpinisten sein.

400 Zentner Schwarzpulver haben ihre Wirkung getan. Wie ein Gletscherstrom liegt das gesprengte Mar- morgebirge im Tal.



Auf einem kleinen Spaziergang:
Erste Anzeichen!



Das Interesse beginnt auch bei dem
Ehemann zu erwachen...



Selbstverständlich hat er die
Verpflichtung...



... die Launen seiner Frau in
dieser Zeit...

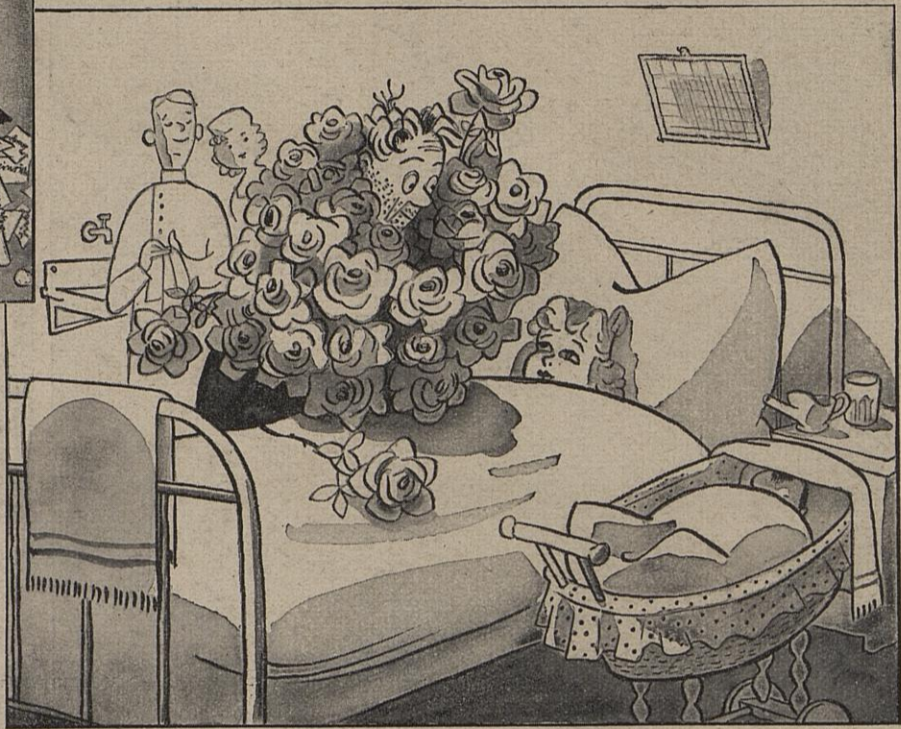


... geduldig zu ertragen!



Auch die Namensuche brachte
aufregende Tage!

F. Erich zeichnet für die „Berliner Illustrierte“
sein erstes freudiges Ereignis!



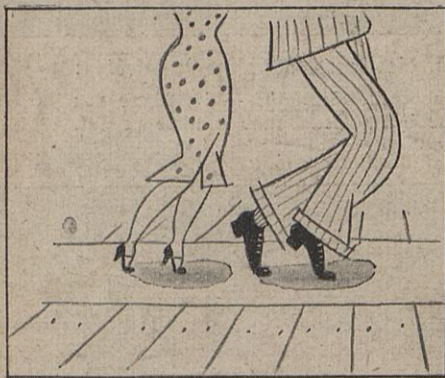
Christine ist da!!!

„Du Aermster, was mußt du durchgemacht haben!“

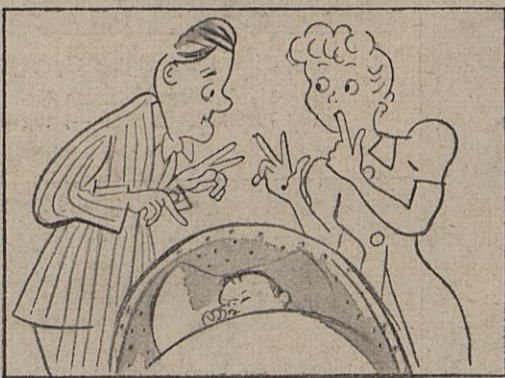
Christine

Die Geburt einer gesunden Tochter
zeigen hocheufreut an

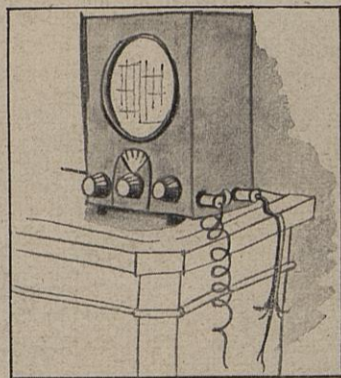
F. Erich und Frau



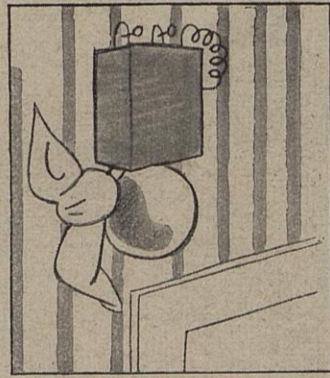
Der Zehengang, die gebräuchliche
Fortbewegungsart bei uns zu Hause!



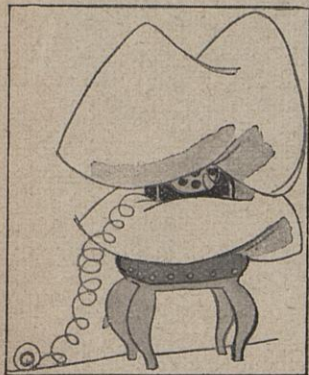
Die Fingersprache wurde zur üblichen
Umgangssprache!



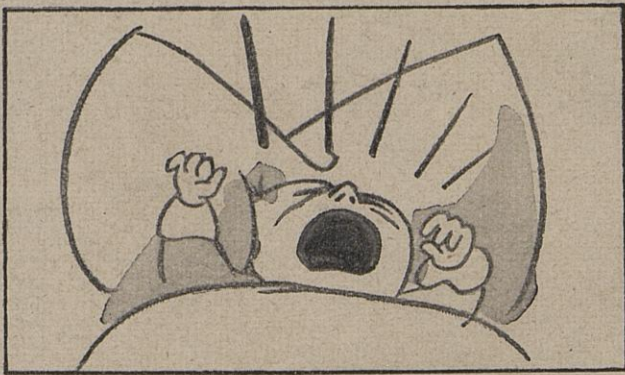
Der Lautsprecher führt ein
beschaufliches Dasein!



Die Klingel hat einen Not-
verband!



Der Fernsprecher kann auch
nicht mehr so, wie er will!



„Aber unsere Tochter entschädigt uns für alles!“



Und ich selbst: früher —
na ja...



... bin heute eine väterlich würdige
Persönlichkeit!

Hauptchriftleiter: Harald Lehenberg, Berlin (verreist); Vertreter des Hauptchriftleiters: Dr. Ewald Wästen, Berlin — Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. — Überall erhältlich. Ferner zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und jede Postanstalt. — D. A. IV. Vj. 1938: über 1 400 000. — Anzeigenpreise nach Preisliste 6 v. 15. 12. 36. — Anzeigenleiter: Herbert Gaboroff, Berlin-Südende; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen: Arno Sauer, Berlin-Salemsee. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgeschickt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. Jahres-Abonnementspreis für USA, einschl. Porto RM. 18,20.
B c d k Registro argentino Nr. 48 389. — Printed in Germany. — Entered as second class matter Postoffice New York N. Y.